

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

11. Jahrgang Nr. 2, 2007



Die



EURO Ausgabe

Mitnahme kostenlos, Weiterverkauf 1,- Euro

18 Projekte haben sich um den **EKBO-Hahn 2007** beworben, den erstmals ausgeschriebenen Preis für gelungene Öffentlichkeitsarbeit – ausgelobt von der Öffentlichkeitsarbeit der Landeskirche, Radio Paradiso und dem Wichern-Verlag.



Mit Tinte und Feder

1. Preis: Kinderwochen in Berlin-Kreuzberg

Amet Bick / Viele sind unzufrieden mit der Schulbildung im Stadtteil Kreuzberg. Ihr Projekt sei eine Reaktion darauf, sagt Pfarrer Jörg Machel. In Berlin-Kreuzberg ist der Migrantenanteil unter den Kindern sehr hoch, es gibt Probleme wegen fehlender Deutschkenntnisse, an den Grundschulen ist Gewalt schon ein Thema. Auch viele deutsche Familien, die hier leben, interessieren sich oft wenig für Kultur. Die, die es sich leisten können, schicken ihre Kinder lieber auf Privatschulen oder auf Schulen in anderen Stadtteilen. Die Emmaus-Ölberg-Gemeinde, deren Kirche mitten auf dem Lausitzer Platz steht, wollte hier etwas tun und stellte sich die Frage: „Was können wir einbringen, von unserer hohen Kultur?“ Wir sind eine Religion des Wortes, dachten sie sich, und kamen darauf, eine KinderBuchWoche anzubieten. Im Mai 2006 luden sie die Schülerinnen und Schüler der Niederlausitz-Grundschule und der Heinrich-Zille-Grundschule in die Kirche ein. Ein Rundlauf mit neun Stationen, die alle etwas mit dem Buch zu tun hatten, wurde vorbereitet. Da gab es die Mal-Ecke ebenso wie die Vorführung einer alten Druckmaschine; an einem Tisch wurde mit Tinte und Feder eine Mönchsschrift abgezeichnet, an einem anderen Buchstabennudeln auf ein Blatt Papier geklebt. Zwei Klassen konnten gleichzeitig die Stationen ablaufen. 15 bis 20 Helfer aus der Gemeinde waren für die Vorbereitung und die Projektwoche in der Kirche nötig, sagt Jörg Machel. Die Lehrer der Schulen unterstützten die Arbeit.

Nachdem 2006 die KinderBuchWoche so gut lief, lud die Gemeinde im nächsten Jahr zur KinderMusikWoche ein. Musik gehört zu uns, dachte man. Aber auch Murat Gül, der den Islamunterricht an der Niederlausitz-Schule gibt, kam in die Kirche, sang eine Sure, erzählte von seiner Religion und beeindruckte die Kinder damit, dass er den Koran auswendig kann. Und Jörg Machel sprach über das Christentum. „Wir wollten die Schönheit unserer Religion darstellen und waren gespannt auf die Schönheit der anderen“, sagt er.

Eine missionarische Absicht gab es nicht, nur die Einladung, ein paar Stunden in der Kirche zu verbringen, hier etwas zu lernen und selbst zu gestalten. Aber Aktionen wie die KinderBuchWoche und die KinderMusikWoche bringen der Gemeinde große Sympathien, auch unter den kirchenfernen Eltern und Lehrern, und zeigen: Die Kirche ist im Stadtteil präsent, sie ist ein Ort, an dem Menschen sich treffen. Und so gibt es im kommenden Jahr die KinderKunstWoche.



Preisübergabe an Agnes Gaertner, Kristin Huckauf und Jörg Machel

Foto: Lassiwe

INHALT

Die Sieger-Seite	2
Editorial	3
Jörg Machel Unter freiem Himmel	4
Ingo Schulz arm und reich	7
Christine Schlund besitzlos nicht arm	8
Peter Bartmann arm und krank	9
Christina Lenz / David Betge geistlich / materiell arm	10
Ingo Schulz Perspektivische Verzerrungen	13
Mittelseite Das ist die Welt	16
Themenschwerpunkt: Armut in Bangladesch	18
Jörg Machel Ein Zuhause im Netz	21
Das taz Interview mit Pfarrer Peter Storck	22
Tagesstätte am Wassertor Säufst Du noch oder lebst Du schon?	25
Dörte Rothenburg Emmaus, das ist eine Bewegung	26
Kindernoster / Kilian Kennel	28
Jörg Machel W wie Weltgericht	30
Das Beste zuletzt / Impressum	31

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin und lieber Leser!

Die Armut in Kreuzberg gibt es nicht nur zur Weihnachtszeit, doch in diesen kalten Tagen ist sie ganz besonders sichtbar.

Wir haben nachgedacht, wie wir über die sozialen Angebote der Gemeinde hinaus helfen können. Und nun halten Sie unsere Idee in den Händen: „Die 1 € Ausgabe“ unserer Gemein-
dezeitung. Kostenlos verteilen wir sie an Bedürftige und empfehlen den Weiterverkauf für einen Euro. Unsere Druckerei Trigger hat sich bereit erklärt, die von uns geordnete tausender Auflage noch einmal deutlich zu erhöhen, damit noch mehr Leute zu Geld und Lesespaß kommen.

Sie finden Artikel über die Armut im Kiez und in der Welt, wir schauen auf das Leben der kleinen Leute und auf die großen Zusammenhänge. Wie sehr unser Blick durch falsche Gewohnheiten korrumpiert ist, können Sie auf der Mittelseite überprüfen. Dort ist die Welt in den realen Größenverhältnissen dargestellt und sieht sehr anders aus, als in unseren Nachrichtensendungen.

Wir wünschen Ihnen einen scharfen Blick für die realen Verhältnisse und das nicht nur zur Weihnachtszeit.

Viel Spaß beim Lesen
und Freude beim Kaufen oder Verkaufen
des paternoster
wünscht Ihnen Pfarrer Jörg Machel

Unter freiem Himmel

Die Freiheit beginnt im Kopf

Jörg Machel / „Insofern ist Wohnen tiefenpsychologisch für mich verbunden mit Einengung, nicht Schutz. Es ist eine Bindung und Einengung. Ich kann im Freien leben, denn ich bin ja noch gesund. Und ich habe innen drin den sehnlichsten Wunsch, den Ort auf der Welt zu finden, wo ich keine Schlüssel brauche und keine Ausweise und auch kein Geld, dass ich nur da bin, wo die Natur mich erhält.“

Das sagt mir Moni ins Mikrofon, sie lebt unter freiem Himmel und sie sieht keinen Grund, sich dafür zu rechtfertigen. Niemals habe ich Moni jammern hören. Moni kämpft, fordert ein, manchmal doziert sie, übertreibt gelegentlich und Moni empört sich, aber sie jammert nicht. Moni ist eine starke Frau, sie ist stark selbst in ihren Niederlagen. Moni lebt nicht so wie sie leben möchte, aber wer tut das schon. Doch lebt sie auch nicht so, wie andere es ihr einreden oder vorschreiben wollen, und das ist mehr, als viele von sich sagen können.

Vor allem Männer neigen immer wieder dazu, ihr Leben regeln zu wollen, empört sie sich. Dagegen ist Moni allergisch. Sie ist es seit Kindertagen, als ihr Vater meinte, es sei sein natürliches Recht, über ihr Leben bestimmen zu dürfen. Diese männliche Anmaßung begegnet ihr immer wieder.

Selbst die Kerle, mit denen sie ihr Leben auf der Straße teilt, neigen zu der Annahme, dass sie am besten wüssten, was gut für Moni sei. Darauf reagiert sie geradezu panisch. Und diese Widerspenstigkeit trifft zu gegebenem Anlass auch Oberärzte, Polizisten und Sozialarbeiter.

Moni will ein selbst bestimmtes Leben führen. Das ist ihr wichtiger als jeder Komfort. Doch dieses selbst bestimmte Leben muss täglich neu erkämpft werden. Das war als Kind in der Schule so, als junge Frau im Beruf, das musste sie auf ihren Wanderjahren in Indien erleben, später im Obdachlosenheim und selbst auf der Straße hat sich daran nichts geändert. Als Moni etwa zehn Jahre alt war, ging sie zur Klassenlehrerin und kündigte einen Feueralarm zu Übungszwecken an. Die Lehrerin bedankte sich für diese Information. Was sie nicht wusste war, dass die Kleine selbst den Alarm auslösen würde, um etwas Bewegung in den tristen Schulalltag zu bringen.

Als Moni noch Sport unterrichtete, mit fester Anstellung beim Berliner Senat und gutem Auskommen, musste sie dafür kämpfen, dass sie während der Arbeitszeit ihr Baby stillen durfte. Das war nicht einfach in diesen Jahren, in denen selbst die Ärzte zur praktischen Fertignahrung rieten. Schon damals passte sie nicht in das

allgemeine Raster und eckte ständig an. Nach vielen Schikanen war sie so genervt, dass sie mit ihrer kleinen Tochter nach Indien reiste. Mitten in der Monsunzeit und fast ohne Geld. Um sich und das Kind vor der extremen Witterung zu schützen, mietete sie sich in einem Hotel ein, das sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Als sie beim Checkout nicht zahlen konnte, entschied der Hotelmanager: „... dass, wer nicht zahlen kann, auch nicht abreisen darf.“ Das bescherte ihr weitere wunderbare Tage im Luxus, denn als sie merkte, dass man ihre Bestellungen anstandslos anschrub, begann sie, auch indische Straßenkinder mit Eiskugeln zu verwöhnen. Lange allerdings ging das dann doch nicht gut. Schließlich stellte man ihr die Koffer vor die Tür und erklärte die Sache für erledigt.

Nach Deutschland zurückgekehrt und nach einigen Zwischenstationen vermittelte man ihr ein Zimmer im Obdachlosenheim. Das sollte sie vor dem Leben auf der Straße bewahren. Doch diese Hilfe brachte nicht viel. Man wollte ihr damit einen Lebensstil aufzwingen, der nicht der ihre war. Als sie ihr Zimmer eines Tages aufgeräumt wie eine Gefängniszelle vorfand, betrat sie es nicht mehr. Seither lebt sie aushäusig, wie sie es nennt. Doch auch diese Lebensform ist nicht ohne Tücken. Die Hunde beanspru-



chen den öffentlichen Raum in Berlin-Kreuzberg und dulden kaum jemanden neben sich. Herumziehende Kinderhorden sind unbarmherzig mit Menschen, die sie als schwächer ansehen. Und nicht zuletzt sind selbst die eigenen Genossen eine Gefahr. Auch da gibt es Respektlosigkeit, Anmaßung und Betrug. Manchmal muss sie weiterziehen, sich eine neue Bleibe unter freiem Himmel suchen. Sie ist genügsam. Aber sie hat Ansprüche an ihre Lebensqualität. Auch an das Wohnen. Als man ihr vom Amt eine Wohnung an einer Hauptverkehrsstraße anbot, schlug sie die aus. „Ich tausche meinen Platz im Park doch nicht gegen diesen Pestgestank“, erklärte sie einer fassungslosen Beamtin.

Ein See und eine Quelle mit frischem Wasser, das wäre ideal für ihr Wohlbefinden, sagt sie. Aber das findet sich in Kreuzberg nicht. Immerhin bieten die Sträucher am Landwehrkanal etwas Schutz und am Zaun vom Prinzenbad lassen sich Regenplanen befestigen, die vor allzu argem Wetter schützen. Doch richtig schützen kann man sich vor Nässe nicht, so erfahre ich. Gegen die Kälte kann man sich wehren, nicht aber gegen den Dauerregen, wenn nichts mehr trockenet und irgendwann alles zu stocken anfängt.

Die Notdurft ist ein Problem, wenn man keine Wohnung hat. Glücklicherweise gibt es die Notaufnahme im Urbankrankenhaus. Da ist die Toilette zu jeder Tag- und Nachtzeit offen. Eine Zeitlang gab es dort sogar heißes Wasser, so dass sie sich Tee oder Kaffee machen konnte. Doch irgendwann war das warme Wasser abgestellt und auch diese kleine Annehmlichkeit war vorbei. Von den Helferinnen und Helfern in der Heilig Kreuz Kirche schwärmt sie. Da bekommt sie einen wunderbaren heißen Kaffee und etwas zu essen. Ja, ein paar Orte in der Stadt gibt es, da ist sie willkommen, da kann sie durchatmen, duschen, entspannen.

Ich frage Moni, wie viel Euro sie zum Überleben in der Woche braucht? Sie überlegt kurz und sagt: „Eigentlich keinen einzigen.“ Es gibt in dieser Stadt alles im Überfluss. In der Mensa essen viele nur das Fleisch, sie nimmt sich die Beilage, die sonst in die Biotonne wandern würde. Vom Kiezbäcker bekommt sie mehr Reste als sie essen kann. Häufig aber nur lieblos herausgereicht. Sie hat doch extra einen Plastikkeimer mit Deckel abgegeben, zurück bekommt sie einen offenen Pappkarton. Da ist der Kuchen schon nach ein paar Stunden ungenießbar, weil sich das Ungeziefer darüber hermacht, klagt sie.

„Es macht aber auch Spaß, mal einen Euro zu haben, um etwas zu kaufen, was man kaufen möchte“, gibt sie zu. Und sie zeigt auf ihr Kleid, das sie für fünfzehn Euro im Secondhandshop erstanden hat. Moni kleidet sich gern in bunte weite Kleider und so erkenne ich sie meist schon von weitem, wenn sie mir in der Stadt begegnet. Doch sofort setzt sie nach, dass sie eigentlich schon wieder zuviel „Zeugs“ hat. Immer wieder kommen Leute und stellen Tüten und Koffer mit Kleidung vor ihre Notunterkunft. Viel mehr als sie braucht.

Manchmal wird sie beklaut. Das nimmt sie hin. „Es ist wichtig, sich trennen zu können“, findet sie. „Dieses Leben ist eine Vorübung im Abschiednehmen.“ Und dann redet Moni, als wäre sie Clara, die Gefährtin des Franz von Assisi und suchte in seinen Spuren nach dem Ziel ihres Daseins. Die Armut nicht als Verlust ansehend, sondern als ein Gottesgeschenk.

Einmal gesteht sie mir, dass sie einen Hang hätte, so wie eine Nonne zu leben. Sie sagt: „Ich weiß, da ist was, das kann man nicht beschreiben, das ist das Höchste.“ Und: „Ein Mensch, der bereit ist, alles liegen und stehen zu lassen und das Vertrauen entwickelt, so wie es da steht: Vertrau und guck auf die Lilien im Feld, die Sper-

linge, alles ist gezählt und wenn du unter meinem Schutz bist, dann kannst du machen, was du willst. Ist auch egal, was passiert, ist vollkommen schnurz.“

Ich frage sie nach dem Alkohol. Welche Rolle spielt der in ihrem Leben? Sie überlegt eine Weile. Dann lacht sie. „Das ist zwielichtig, mal so, mal so!“, antwortet sie. Sie braucht ihn, um Hemmungen zu durchbrechen und sie braucht ihn, um nicht gleich in der „Klapse“ zu landen. „Man kommt ja mit dem Alkohol auf eine sehr eigenartige Ebene“, erklärt sie mir, „das ist dann eine Gratwanderung zwischen Wahnsinn und Blackout.“ Von einem dunklen Loch erzählt sie, und dass es „echt schwierig sei.“ Zwei Liter Rotwein am Tag trinkt sie etwa. Das tut ihr gut, findet sie. Oft kommt dann allerdings noch etwas dazu: Bier und Schnaps und das sei dann manchmal wirklich etwas reichlich.

Doch so spannend, dass wir weiter bei dem Thema verweilen sollten, findet sie es denn doch nicht. Moni kommt noch einmal auf den inneren Weg zurück, den sie verfolgt. „Es ist vollkommen schnurz, was dir angeht wird“, erklärt sie mir. „Und diejenigen, die da durch müssen, haben keinen einfachen Weg vor sich, weil es keine breite Teerstraße ist. Es ist ein Dornenpfad mit sehr vielen Schluchten und Abhängen. Und das ist es, was ich im Grunde genommen praktiziere, aber ich will es nicht an die große Glocke hängen.“ Den 23. Psalm mag sie besonders: „Er deckt den Tisch im Angesicht meiner Feinde.“ Ja, sie hat Feinde. Menschen, die ihr vorwerfen, dass sie nicht arbeitet, dass sie auf ihre Kosten lebt. Doch sie will sich von denen, die ständig unter den Lasten des Alltags stöhnen und ächzen nicht runterziehen lassen. Sie findet es in Ordnung, dass man dem Stress irgendwie auszuweichen versucht, so wie sie es tut.

Sonntags treffe ich Moni oft im Gottesdienst. Die vielen Texte, die da so „abgespult“ werden, nerven schon, gesteht sie mir. Doch das Kerzengebet in unserer Gemeinde ist ihr wich-

tig. Da kann jeder ein Licht anzünden und aussprechen, was ihn gerade bewegt: kann danken, bitten, klagen - je nachdem. Monis Gebete werden von vielen mit Spannung erwartet. Sie erzählt von ihren Erlebnissen in der U-Bahn oder im Park, bittet für kranke oder verstorbene Freunde. Manchmal gibt sie auch Erklärungen zur Weltlage ab, die zwar nicht jeden überzeugen, die zumindest in der Problemanzeige aber meist ins Schwarze treffen und oft sogar den Anknüpfungspunkt für das Nachgespräch im Anschluss an den Gottesdienst bieten. Ja, dieses Nachgespräch ist der zweite Grund für ihre regelmäßigen Gottesdienstbesuche. Da kommt jede und jeder zu Wort. Da kann gestritten werden und wird doch zugehört, da gilt jede Meinung gleich viel.

Ich erinnere mich an einen ihrer ersten Auftritte in meiner Gemeinde. Wir hatten einen Gastprediger eingeladen und freuten uns schon auf das Nachgespräch zu seiner Predigt. Doch Moni sah das anders. Schon nach dem Verlesen des Evangeliums hatte sie die Kirche wutschnaubend verlassen: Darin war von den zehn Jungfrauen die Rede, die höchst unterschiedlich vorbereitet zu einem Hochzeitsfest kamen. Fünf hatten genug Öl in ihren Lampen, um für das lange Fest gerüstet zu sein, die anderen fünf hatten sich verplant, ihnen ging das Licht aus und deshalb wurden sie abgewiesen. Zum Nachgespräch war Moni wieder da. „Ihr redet hier wie auf dem Sozialamt“, empörte sie sich. „Genau das bekomme ich zu hören, solange ich denken kann: Ich komme zu spät, ich bin schlecht vorbereitet, die anderen waren schneller, angepasster, besser vorbereitet als ich. Wenn ich in die Kirche komme, dann will ich etwas anderes hören, als diesen Quatsch.“ Zunächst machte ihr Ausbruch alle sprachlos. Der Gastprediger versuchte noch, mit einem Hinweis auf seine Predigt etwas zu retten, doch Moni blieb beim Text. Was will dieser Jesus von ihr, das möchte sie wissen und wir begannen nachzudenken: über Recht und Gnade, über Solidarität

und Verantwortung. Solche Diskussionen liebt Moni. Da lebt sie auf, sie ist klug und redegewandt und von einem großen Drang nach Wissen und Verstehen durchdrungen.

Als ich sie nach ihren Träumen frage, erzählt sie mir, dass in Potsdam kürzlich eine 90-Jährige zum Studium zugelassen worden sei. Ja, dazu hätte sie auch Lust, noch einmal zu studieren. Welches Fach wäre dabei gar nicht so wichtig, „einfach nur in diesem Haufen illusionsbehafteter Jugendlicher rumzuschwirren,“ das stellt sie sich spannend vor. Und wenn die jungen Leute dann nicht sagen, „was macht denn dieses alte trockene Teil hier,“ sondern sie akzeptieren, das wäre toll. Das wünscht sich Moni: „Die Möglichkeit zu haben, jeden Tag etwas lernen zu dürfen, bis zum letzten Atemzug. Ich kann zehnmal die Straße runtergehen und ich kann noch immer das Gleiche sehen, wenn ich doof bin oder ich sehe auf der Straße in jedem Moment wieder etwas Neues“, schwärmt sie mit leuchtenden Augen. Monis Repertoire reicht von kindlicher Neugier bis zu kaltem Zynismus. Man kann sich wunderbar mit ihr unterhalten und muss doch immer damit rechnen, gnadenlos abgekanzelt zu werden. Die Gratwanderung von der sie mir erzählt hat, vollzieht sie selbst Tag für Tag und die mutet sie auch ihrer Umgebung zu. Ich frage Moni, welche Menschen ihr die Liebsten seien? Die, die Anteilnahme zeigen, mag sie, und die zu ihr sagen: „Wir trauen uns nicht, so zu leben wie du.“ Das sind die Besten. „Wir würden es ja auch gerne machen, aber wir können es nicht.“

Reiche werden reicher, Arme bleiben arm

Studie zeigt wachsende soziale Kluft in Deutschland

Ingo Schulz / Zehn Prozent der Deutschen besitzen fast zwei Drittel des Vermögens, fünfzig Prozent dagegen fast nichts. Das zeigt eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW).

Insgesamt 5,4 Billionen Euro stehen den Deutschen zur Verfügung. Dazu zählen Ersparnisse, Wohneigentum, Rentenansprüche und Versicherungen, außerdem Sammlungen von Kunstwerken oder Briefmarken. Wäre dieses Vermögen gerecht aufgeteilt, besäße jeder Deutsche etwa 81.000 Euro Sach- und Geldkapital.

Tatsächlich hatten 2002 mehr als die Hälfte der über 17-Jährigen in Deutschland davon so gut wie nichts. Ihr Einkommen nutzten sie für den Konsum oder zahlten damit Schulden zurück. Vor allem Ostdeutsche, Frauen und Migranten können der Studie zufolge wenig Vermögen ansammeln: So ist das Durchschnittsvermögen ei-

nes Westdeutschen 2,6 Mal höher als das eines Ostdeutschen. Ostdeutsche sind demnach eher verschuldet und besitzen seltener Wohneigentum. Frauen haben im Schnitt fast 30.000 Euro weniger Kapital als Männer. Migranten verfügen sowohl in den neuen als auch in den alten

Bundesländern über weniger als die Hälfte des Durchschnittsvermögens.

Das DIW-Gutachten belegt zudem, dass Wohlhabende ihr Vermögen schneller vermehren und die sozialen Gegensätze damit wachsen. Der Kapitalanteil am Volkseinkommen in Deutschland ist von 1998 bis 2006 um vier Prozentpunkte auf 33,8 Prozent gestiegen. Eine wachsende Kluft zwischen Arm und Reich ist weltweit zu beobachten: Seit den frühen 1990er Jahren steigen Einkommen von Spitzenverdienern erheblich schneller als Gehälter von Geringverdienern.

Übrigens: Ohne staatliche Transferleistungen läge die Armutgefährdungsquote in Deutschland bei einem Viertel der Bevölkerung (24 %).

Nicht Armut, aber Besitzlosigkeit

Ein Besuch bei den Benediktinerinnen in Alexanderdorf

Christine Schlund / Nur wenige wissen, dass sich in Alexanderdorf, einem unscheinbaren Örtchen zwischen Zossen und Trebbin eine der wichtigsten Niederlassungen von Benediktinerinnen in der nördlichen Hälfte Deutschlands verbirgt. In der Abtei St. Gertrud, die 1934 in einem alten Gutshaus gegründet wurde, und sowohl das dritte Reich als auch die DDR-Zeit recht unangefochten überstanden hat, leben derzeit 28 Schwestern. Nach der Wende haben sie mit großem Engagement die ehemaligen Stallungen zu wunderschönen Gästezimmern und die alte Scheune zu einer beeindruckenden Kirche umgebaut. Schon mehrmals habe ich dort erholsame und hilfreiche Aus- und Auftankzeiten erlebt, gegliedert durch die sechs Gebetszeiten der benediktinischen Tradition. Diesmal bin ich nach Alexanderdorf gefahren, um mit den Schwestern über ihr Verhältnis zu Besitz und Konsum zu reden.

Die Äbtissin Ursula Schwalke und Schwester Ruth Lazar empfangen mich freundlich, offen und humorvoll. Angesprochen auf ihre Profess (die feierlichen Gelübde auf Lebenszeit) – bei der Äbtissin vor 43 Jahren, bei Schwester Ruth vor 18 Jahren – erklären mir die Schwestern, dass in ihren Gelübde das Wort „Armut“ nicht vorkommt. Benediktinerinnen und Benediktiner geloben „Beständigkeit, Gehorsam und klösterlichen Lebenswandel“. Letzterer Begriff beinhaltet den Verzicht auf Ehe und Partnerschaft und den Verzicht auf Privatbesitz. Dabei folgen die Benediktiner keinem radikalen Armutsideal, wie im Fall der mittelalterlichen Bettelorden – so auch ursprünglich der Franziskaner –, sondern sie berufen sich auf die Urgemeinde, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben wird: „...und sie hatten alles gemeinsam“. Gemeinsamer Besitz und der Verzicht auf Privateigentum, damit alle Brüder

(und Schwestern) unter den gleichen Bedingungen zusammenleben und Gott dienen können, ist das Ideal des heiligen Benedikt, der seine Regeln klösterlichen Lebens zu Beginn des sechsten Jahrhunderts verfasst hat. Die meisten Klosterregeln lassen sich auf die benediktinische Regel zurückführen bzw. aus dieser ableiten.

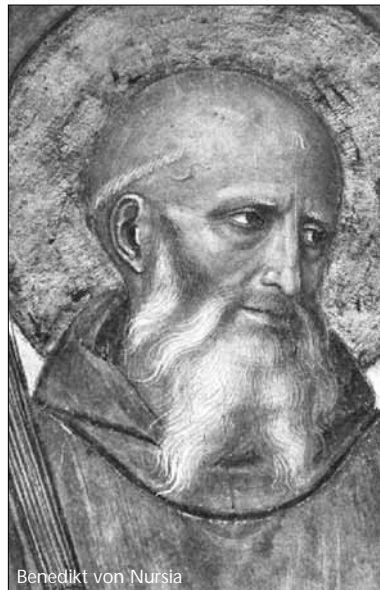
Wie ich mir das konkret vorzustellen habe, beschreiben mir die Schwestern sehr anschaulich. Eine Frau, die sich entschließt, dauerhaft im Kloster zu bleiben und ihre ewige Profess ablegt, bringt ihre gesamte Habe mit dorthin. Nach der Profess gehört all ihr Besitz dem Kloster, die Verfügung über Bankkonten, Sparbücher etc. wird dem Kloster überschrieben. Das ist oft gar kein so einfacher Akt, und auch die Angehörigen sehen oft ihr Erbe nur ungern im Kloster verschwinden. Vom Moment ihrer Profess an, hat die Schwester keinerlei Privatbesitz mehr, sie darf aber darauf vertrauen, dass von nun an für sie gesorgt wird. Um Nahrung, Kleidung, Wohnung braucht sie sich nicht zu kümmern, muss aber im Gegenzug dazu bereit sein, ihre Arbeits-

kraft ganz in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Hat sie einen besonderen Wunsch – und sei es nur nach einem Taschenbuch oder einer CD – muss sie die Äbtissin um die Anschaffung bitten. Das Gewünschte wird dann Teil des klösterlichen Eigentums, nicht aber der Einzelnen, die es nur benutzen kann. „Der einzelne besitzt nichts“ – in dieser Hinsicht war Benedikt sehr streng und empfahl sogar in seiner Regel, bei Verdacht auf unterschlagenen Privatbesitz die Beten der Brüder nach Verstecktem zu kontrollieren.

Schwester Ruth beschreibt lebhaft, wie es manchmal zu Schwierigkeiten mit Angehörigen kommt, die gerne einer Schwester etwas schenken möchten, und nicht verstehen wollen, dass das nicht möglich ist: Alle Geschenke gehen an die gesamte Gemeinschaft.

„Taschengeld“ gibt es keines, wobei es für die meisten Schwestern auch kaum Gelegenheit gäbe, es auszugeben. Nur die Schwestern, die mit dem Einkauf betraut sind, haben regelmäßig mit Geld zu tun, alle anderen kommen mit dieser Dimension des Lebens nur selten in Berührung, was dazu führt, dass das Gefühl für die Kosten der Lebenshaltung bei vielen langsam verloren geht, wie die Schwestern schmunzelnd bemerken. Verführung zum Konsum ist auch durch den Fernseher nicht gegeben – die Gemeinschaft besitzt keinen. Lediglich die Anzeigenbeilagen der Tageszeitung könnten hier einen Anstoß geben.

Wenn eine Schwester – alle paar Jahre – in Urlaub fährt und zum Beispiel ein anderes Kloster besucht, erhält sie Geld für die Reise zur Verfügung. Nach ihrer Rückkehr muss sie über die Verwendung Rechenschaft ablegen. „Wir werden aber nicht über jede einzelne Tasse Kaffee verhandeln“ meint die Äbtissin.



Benedikt von Nursia

Getreu der Regel des Hl. Benedikt versucht die Äbtissin, jeder einzelnen Schwester das zu geben, was sie nötig hat, der einen mehr, der anderen weniger. „Jeder soll bekommen, was er braucht“ schreibt Benedikt, „wer mehr braucht und es bekommt, soll dankbar sein für soviel Barmherzigkeit, wer weniger braucht, soll sich darüber freuen und nicht traurig sein“.

Ach, wär's doch so einfach, möchte man sagen. Aber mich beeindruckt die Radikalität (nun benutze ich das Wort doch, obwohl die Schwestern nicht müde werden, zu betonen, dass es Benedikt nicht um Radikalität gegangen sei) des Verzichts auf Privatbesitz. Mit der Abhängigkeit von der Entscheidung einer Äbtissin hätte ich vielleicht meine Schwierigkeiten. Aber es ist bestimmt so, wie Schwester Ruth sagt: „Wer diese Lebensform wirklich bejahen kann, den macht sie ungeheuer frei“.



Kloster Alexanderdorf
Benediktinerinnen-Abtei St. Gertrud
Klosterstraße 1
15838 Am Mellensee
Tel: (033703)916-0
Fax: (033703)916-214
abtei@kloster-alexanderdorf.de
<http://www.kloster-alexanderdorf.de>

Armut und Gesundheit

Einladung zu einem außergewöhnlichen Kongress

Peter Bartmann / Armut und Krankheit: Arme Menschen sind im Durchschnitt kränker und sterben früher als ihre wohlhabenderen Mitbürger. Dazu tragen ungünstigere Lebensbedingungen, z.B. belastende Arbeitsplätze oder Langzeitarbeitslosigkeit, ein geringeres Einkommen sowie riskantere Lebensstile (z.B. im Umgang mit Suchtmitteln) bei. In manchen Fällen ist auch die Krankheit Auslöser für Armut, z.B. wenn ein Mensch nicht mehr arbeiten kann, weil er krank geworden ist. Armut und Gesundheit: Für den einzelnen Menschen ist die Krankheit oft ein Schicksalsschlag – in gesellschaftlicher Perspektive sind viele dieser Schicksale im Prinzip vermeidbar: So kann durch den von der EU geforderten Einbau von Filtern in Dieselaautos der vorzeitige Tod von einigen zehntausend Menschen in Europa vermieden werden.

Hauptbetroffene sind übrigens eher arme Menschen, die an verkehrsreichen Straßen leben – und nicht im Bungalow im Grünen. Allerdings sind technische Veränderungen wie der Einbau von Filtern oder Schutzmaßnahmen in Betrieben nur die eine Seite der Medaille. Die andere ist die Lebensweise der Menschen, ihre Bildung, Bewegung, ihre Freude am Leben, ihr Glaube, das Gefühl, die eigene Umwelt mitgestalten zu können und vieles mehr. Diese Faktoren für eine gute Gesundheit können nicht durch ein Gesetz eingeführt werden (wie der Abgasfilter). Aber sie sind auch kein unbeeinflussbares Schicksal. Gemeinsam können Menschen – in der Schule, am Arbeitsplatz, im Stadtteil – ihre Lebensbedingungen verändern. Hier geht es nicht nur darum, dass das Rauchen verboten und das Essen gesünder wird. Ebenso wichtig ist der Umgang miteinander: Menschen leben gesünder und länger, wenn sie Anerkennung erfahren und geben, wenn sie Anregungen bekommen und geben (vom Kochrezept bis zum Jobangebot) – und insgesamt das Gefühl haben, das ihr Leben sinnvoll ist und sie etwas in ihrer Umwelt bewirken können. Diese Erfahrungen sind kein Privileg der Reichen: In Stadtteilen mit sozialen Problemen kann man Sinn eben genau bei der Lösung dieser Probleme erfahren: Eine Schule gibt sich gemeinsam Regeln und setzt sie durch; im Stadtteil werden Arbeitsgelegenheiten so gestaltet, dass die Lebensqualität verbessert wird. Die Gestaltungsmöglichkeiten vor Ort sind natürlich begrenzt und hängen auch von der großen Politik, z.B. der Arbeitsmarkt- oder Schulpolitik ab: Wenn es keine Arbeitsplätze gibt, werden sich Menschen im erwerbsfähigen Alter sehr schwer damit tun, ihr Leben als wirksam und sinnvoll zu empfinden. Und die Folgen einer schlechten Schulpolitik spüren Menschen ihr ganzes Leben lang.

Der 13. Kongress Armut und Gesundheit hat sich das Motto „Teilhabe stärken - Empowerment fördern - Gesundheitschancen verbessern!“ gegeben. Im Austausch von Wissenschaft, Politik und Praxis geht es um bewährte und um neue Wege im Bereich Prävention und Gesundheitsförderung. Den Gesundheitschancen von sozial benachteiligten Menschen gilt die besondere Aufmerksamkeit. 1.600 Teilnehmende werden am 30. November und 1. Dezember 2007 zur größten Public Health-Veranstaltung in Deutschland erwartet. Im Berliner Rathaus Schöneberg werden gemeinsam mit Betroffenen erfolgreiche Ansätze diskutiert, die Gesundheitschancen sozial Benachteiligter verbessern können. Krankenkassen, Wohlfahrtsorganisationen und Stadtteilinitiativen stellen ihre Erfahrungen vor. Unter den rund 350 Referentinnen und Referenten sind auch internationale Gäste, die Strategien zum Beispiel aus Frankreich, Spanien und England präsentieren.

Arm, aber selig?

Christina Lenz / Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr (Matthäus 5, 3).

Wer aber ist geistlich arm? Sind es die Menschen, die in ihrer jeweiligen Zeit keinen Anschluss an christliche Gemeinden hatten oder haben? Sind es die Menschen, die nicht an Gott glauben? Sind es die Menschen, die aus der Institution Kirche austreten, um Kirchensteuern zu sparen?

Als Kind habe ich mir immer vorgestellt, geistlich arme Menschen seien anders als ich, irgendwie behindert, und deshalb habe ihnen Jesus das Himmelreich versprochen – quasi als Akt ausgleichender Gerechtigkeit. Diese Denkweise mag meinem pietistischen Hintergrund entspringen sein: In der Evangelischen Gemeinschaft wurde für alle, die nicht unmittelbar zu ihr gehörten (und schon deshalb „geistlich arm“ waren), in besonderer Weise gebetet. Und zu all denen, die nicht den „verklärten Blick in den Himmel“ hatten, musste man ganz lieb und nett sein, denn sie hatten ja eine schwere Kindheit und Jugend hinter sich. Als Jugendliche zählte ich dann plötzlich selbst zu dieser Gruppe, für die extra gebetet wurde. Denn aus Sicht der Gemeinde genügte ich ihren Ansprüchen an eine wahre Christin nicht mehr, war also ebenfalls geistlich arm und bedurfte einer eigenen Fürsorge.

Heute denke ich anders über diese Seligpreisung: Zum einen sehe ich die materielle Komponente von Armut. Ein Mensch hat zum Überleben nicht genügend Geld. Daraus resultieren zwangsläufig viele Nachteile in unserer Gesellschaft: Der Verlust der Wohnung droht; die Gefahr, kriminell zu werden, besteht; Bildungs- und Kulturangebote können nicht wahrgenommen werden; aus Scham verkümmern soziale Kontakte, oder Freundschaften und Familienbindungen werden katastrophal belastet. So

verarmt jemand auch noch in all den Bereichen, die unser Leben eigentlich bunt und interessant machen, die uns Freude bereiten, von denen wir zehren und aus denen uns neue Kräfte erwachsen. Eine stille Ausgrenzung beginnt und nimmt ihren Lauf.

Ich weiß von vielen Menschen, dass sie die Angebote von Wärmestuben, Suppenküchen oder Kleiderkammern nicht wahrnehmen möchten. „Dann sehen die anderen doch gleich, dass ich auf Hilfe und Almosen angewiesen bin.“ Schamhaft versuchen sie, ihre Armut zu überspielen und flüchten in die Einsamkeit. Sie verlieren das Vertrauen in andere und in sich selbst, kennen das Gefühl des Geliebtwerdens nicht mehr; sie haben den Eindruck, nicht gebraucht zu werden, sondern lediglich gelitten zu sein. Sie erleben sehr sensibel ihre finanzielle Abhängigkeit als Ohnmacht gegenüber Staat und Gesellschaft, und so teilt sich für sie die Welt sehr eindeutig in eine Welt der Armut und eine des Reichtums, in ein Unten und ein Oben. Und sie gehören selbstredend nicht in die seligen Gefilde der Oberen, sondern in den Orkus der Verdammten.

Zum anderen sehe ich, dass Armut auch als Folge von Krankheiten in Erscheinung tritt. Im vergangenen Jahr habe ich es selbst erlebt, wie sich ein mir lieber Mensch aufgrund einer Krankheit in seinem Wesen veränderte. Nur wenig noch deutet hin auf all den Optimismus, den Witz, die Geselligkeit, die dieser Mann früher ausstrahlte, und auf die Fülle des Lebens, aus der er schöpfte. Leider sind manche Erkrankungen immer noch tabu und für viele Nichtbetroffene kein Thema. Ängste – wohl auch unbewusst – lassen sie Abstand halten zu den Kranken. Und genau damit entsteht wieder eine Form von Armut: dem Kranken fehlen Nähe, Ansprache, Aufmunterung, Zugewandtheit,

Verabredungen und Ziele, die den endlos langen Tag strukturieren und füllen. Das Leben hat keine Reize mehr, keine Höhepunkte, nichts, wofür es sich zu leben lohnt.

„Selig sind die Armen, denen sogar das Gottvertrauen genommen wurde, denn ihnen gehört Gottes Welt,“ so wird die eingangs zitierte Seligpreisung in der „Bibel in gerechter Sprache“ übersetzt. Mit diesem Satz kann ich persönlich viel mehr anfangen als mit dem nach der Übersetzung von Martin Luther. Die Armut in all ihren Erscheinungsformen ist solcherart, dass alles Vertrauen, selbst in Gott, weggebröckelt ist; Ausgrenzung und Vereinsamung sind erschreckend grenzenlos. Doch genau hier setzt die Seligpreisung an: Nach dem Schöpfungswunder haben alle Menschen ihren Platz, es gibt kein Oben und Unten, die Trennung ist aufgehoben. Gleichberechtigt stehen wir in dieser einen Welt, leben miteinander und in Achtung vor der Würde des anderen schon im Heute, nicht erst in einer fernen, gar jenseitigen Zukunft. Jesus spricht den von der Fülle Ausgegrenzten ihren sicheren Platz zu und wir alle sind aufgerufen, ihnen diesen Platz freizuhalten.

Denn die im Schatten sieht man nicht

David Betge / Gelangweilte, übergewichtige Menschen auf durchgesehenen Sofas, die apathisch auf den Fernseher starren, zerlumpte Gestalten auf Parkbänken in einer Ansammlung überquillender Plastiktüten, pöbelnde Gruppen angetrunkenen Nichtstuer vor Supermärkten und Bahnhöfen. Das sind Bilder, die „die gute Gesellschaft“ mit Arbeitslosen, Hartz IV Empfängern und Obdachlosen verbindet.

Es gibt diese Menschen, natürlich, in den Medien werden sie regelmäßig präsentiert und vermarktet, als einprägsames Beispiel für alle, die sich mit dem Gefühl zurücklehnen wollen, dass sie nicht so sind wie diese da. Natürlich könnte es auch bei ihnen besser laufen, aber man sitzt wenigstens nicht auf der Straße, man ist kein Alkoholiker, man hat sich nicht so gehen lassen. Aber, man hat ja schließlich auch etwas dafür getan!

Wer möchte schon daran erinnert werden, dass es ihn oder sie möglicherweise auch treffen könnte? Aber man ahnt, dass es sie gibt, die Menschen die „einfach nur Pech“ hatten. Doch hat in unserem System der sozialen Marktwirtschaft nicht jeder die Chance auf einen Neuanfang?

Doch meist trifft alle, die nach der gültigen Norm verwarhlost sind nur ein skeptischer Blick. Meist regiert uns die Angst im Umgang mit ihnen: Will der jetzt Geld? Will er mich vollquatschen? Oder gar beides? Geht es nur um Geld (natürlich für Alkohol, wofür denn sonst?), gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder ein angemessenes Geldstück zücken (möglichst nicht zu groß, aber auch nicht zu klein, um lautstarke Beschwerden zu vermeiden) oder man gibt nichts

und macht sich schnell aus dem Staub. Sollte es aber auf ein Gespräch hinauslaufen, so gilt die Devise: Gehör ausschalten, Verständnis brummen und nichts wie weg!

Auf die Idee eine wirkliche Unterhaltung zu führen kommen die wenigsten. Warum auch? Was kann man denn von einem erwarten, der offensichtlich nicht einmal sein eigenes Leben in den Griff bekommt?

Und was kann so einer überhaupt wollen? Bestenfalls bekommt man die alte Leier vom Schweinesystem zu hören oder dass alles teurer wird... Na Danke!

Was aber, wenn dieser Jemand einfach ein ganz normales Gespräch, mit einem ganz normalen Menschen führen würde?

Welche sozialen Kontakte bleiben denn einem Menschen, der auf der Straße lebt? Und was macht man, wenn man kein Geld hat, vielleicht nicht einmal eine Wohnung und trotzdem ein wenig Kultur genießen möchte? Vielleicht gern in ein Konzert, ins Museum oder ein Theater gehen würde?

Geld sparen? Mit einem Sozialhilfeausweis kommt man ja bestimmt sogar billiger rein! Und dann? Dann setzt man sich in seiner schmutzigen Daunenjacke, ausgelatschten Schuhen mit Löchern in den Socken und drei Einkaufstüten unterm Arm in die Philharmonie? In die Staatsoper? Oder geht ins Bodemuseum? Viel Spaß!

Für Arme gibt es in unserer Gesellschaft ganz bestimmte Orte, an denen erwartet man ihren Anblick. Da ist man darauf eingestellt, von ihnen angesprochen und belästigt zu werden, aber auch nur dort. Vor dem Super-

markt, im Bahnhof oder schlimmstenfalls vor dem KaDeWe. Aber bitte nicht im Theater! Irgendwo muss man doch auch unter sich sein dürfen.

Das Konzept der neuen Sozialgesetzgebung in Deutschland beruht auf dem Motto „Fordern und Fördern“. Gemeint ist, von Empfängern sozialer Hilfsleistungen den Willen zur Wiedererlangung eines Arbeitsplatzes zu fordern und diese Menschen parallel durch Fortbildungsmaßnahmen zu fördern. Wer aber eine bestimmte Zeit ohne Arbeit und unterhalb einer bestimmten Einkommensgrenze verbracht hat, dessen soziale Kontakte verkümmern, bis derjenige nicht nur auf dem Papier, sondern auch real zu einer Randgruppe gehört. Wer sich von der Gesellschaft zurückgewiesen fühlt, von dem kann nicht erwartet werden, dass er sich aktiv um eine Wiederaufnahme bemüht.

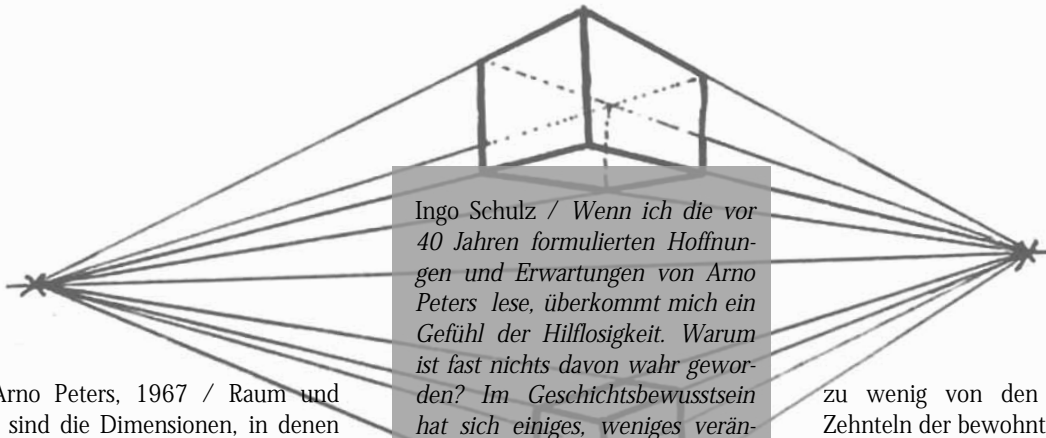
Und dabei sind gerade für Menschen, die in prekären Verhältnissen leben, soziale Kontakte und kulturelle Aktivitäten von besonders großer Bedeutung. Erst vor kurzem fiel während eines Gespräches mit einem Obdachlosen der Satz: „Wenn ich schon in materieller Armut leben muss, dann will ich nicht auch noch geistig verarmen.“

Wenn wir lernen würden mit anderen Menschen, ganz gleich welchen sozialen Hintergrundes, wirklich auf Augenhöhe zu kommunizieren und sie als Teil unserer Gesellschaft zu akzeptieren, wäre das vielleicht mehr wert als so mancher im Vorbeieilen gezückte Euro.

David Betge ist Zivildienstleistener der Emmaus-Olberg-Gemeinde

Perspektivische Verzerrungen

Die Selbsttäuschung der eurozentrierten Weltsicht



Ingo Schulz / Wenn ich die vor 40 Jahren formulierten Hoffnungen und Erwartungen von Arno Peters lese, überkommt mich ein Gefühl der Hilflosigkeit. Warum ist fast nichts davon wahr geworden? Im Geschichtsbewusstsein hat sich einiges, wenig verändert, der Geschichtsunterricht in den Schulen hat ein deutlich weiteres Spektrum als zu meiner Schulzeit. Aber der Grundansatz scheint immer noch der alte zu sein. Mit dem räumlichen Aspekt sieht es (noch) schlechter aus. Warum wird mit keinem Wort in unseren Schulen auch nur erwähnt, dass die immer noch verwendeten Landkarten eine Verzerrung der Tatsachen sind, warum werden nicht endlich Schul-Atlanten auch in anderer Projektion gedruckt?

Arno Peters, 1967 / Raum und Zeit sind die Dimensionen, in denen sich das Leben auf der Erde entfaltet. Das Wissen um sie erhebt den Menschen über die übrige Natur und befähigt ihn zur bewussten Gestaltung seines Daseins. Sein Bild von der Welt ermöglicht es ihm, sich in ihr zurechtzufinden und zielstrebig zu handeln. Nur wenn sein Weltbild richtig ist, werden seine Verhaltensweisen sinnvoll und zweckmäßig sein.

Ist das Weltbild des Menschen unserer Tage richtig? Lassen Sie uns heute den Bereich unserer Raum-Zeit-Vorstellung untersuchen, in dem wir die Grundlage unseres gesamten Weltbildes erblicken müssen. Dabei erhebt sich zunächst die Frage nach der Übereinstimmung unseres Wissens hiervon mit den tatsächlichen Gegebenheiten, mit der Wirklichkeit.

Zu allen Zeiten hat menschliche Unzulänglichkeit und Nachlässigkeit, aber auch Schönfärberei und Täuschungsabsicht, unser historisch-geographisches Weltbild verfälscht. Aber würde unser Weltbild ein echtes sein, wenn alle uns bekannten Tatsachen voll mit der Wirklichkeit übereinstimmen? Keineswegs, denn es ist möglich, aus richtigen Tatsachen ein unrichtiges Weltbild zu fügen. Und allein diese weitaus gefährlichere Verfälschung unseres Weltbildes wollen

zu wenig von den übrigen neun Zehnteln der bewohnten Erde;

2. Wir wissen zu viel von den letzten 5 Jahrhunderten und zu wenig von den übrigen 45 Jahrhunderten der mindestens 5000 Jahre sicher überlieferten Geschichte;

3. Wir wissen zu viel von Politik und Krieg und zu wenig von den übrigen Kulturbereichen der Geschichte.

[Im Folgenden legt der Autor die Auseinandersetzung mit der „Verzerrung der Proportionen“, der „Verzerrung der Sache“ und der „Verzerrung des Raumes“ auf dem Weg zu seiner „Synchronoptischen Weltgeschichte“ dar.]

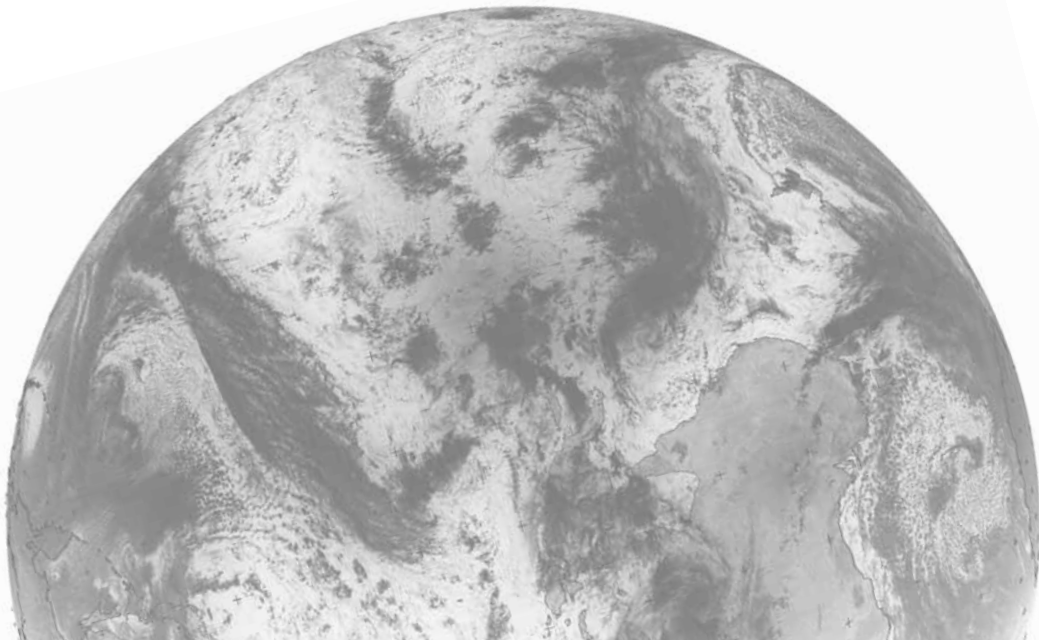
Ich komme jetzt zum zweiten Teil meiner Ausführungen, zur perspektivischen Verzerrung unseres geographischen Weltbildes. Einige vorgesehene Ergänzungsbände zur „Synchronoptischen Weltgeschichte“ sind Atlasbände. Bei ihrer Planung musste ich mich genauer mit Fragen der Geographie beschäftigen. Und da machte ich eine merkwürdige Feststellung:

In meinem Arbeitszimmer befindet sich eine große Weltkarte, weil mir die räumliche Zuordnung alles historischen Geschehens ein ständiges Bedürfnis ist. Hier erkenne ich mit einem Blick die wirklichen Proportionen der Länder, Staaten, Reiche und Kontinente ... jedenfalls glaubte ich das bis zu dem Augenblick, als ich

wir heute betrachten. Sie beruht auf der Möglichkeit, durch Verzerrung der Proportionen eine falsche Vorstellung der Wirklichkeit hervorzurufen. Perspektivisch muss diese Verzerrung genannt werden, wenn die Welt von einem bestimmten Punkte aus gesehen wird, wenn also alles diesem Gesichtspunkte Naheliegende groß wiedergegeben wird, gleich Großes in größerer Entfernung aber verkleinert erscheint oder ganz verschwindet.

Mit einer solchen perspektivischen Verzerrung haben wir es auf dem Gebiete der Geschichte in dreifacher Hinsicht zu tun:

1. Wir wissen zu viel von Europa und



begann, meine Weltkarte genauer zu prüfen. Dann stellte ich nämlich fest, dass ich mich einige Jahrzehnte meines Lebens hindurch hatte täuschen lassen. Damit Sie verstehen, was ich meine, möchte ich Sie an meinen Beobachtungen teilhaben lassen:

[Auf Seite 15 sehen Sie] eine Weltkarte, wie sie fast überall zu finden ist. In Ost und West lebt man einträchtig in der Vorstellung, die auch mein Weltbild bis vor zwei Jahren bestimmte: dass es sich bei dieser 400 Jahre alten Karte des Herrn Mercator um ein im Großen und Ganzen echtes Abbild der Länder und Kontinente unseres Planeten handelt.

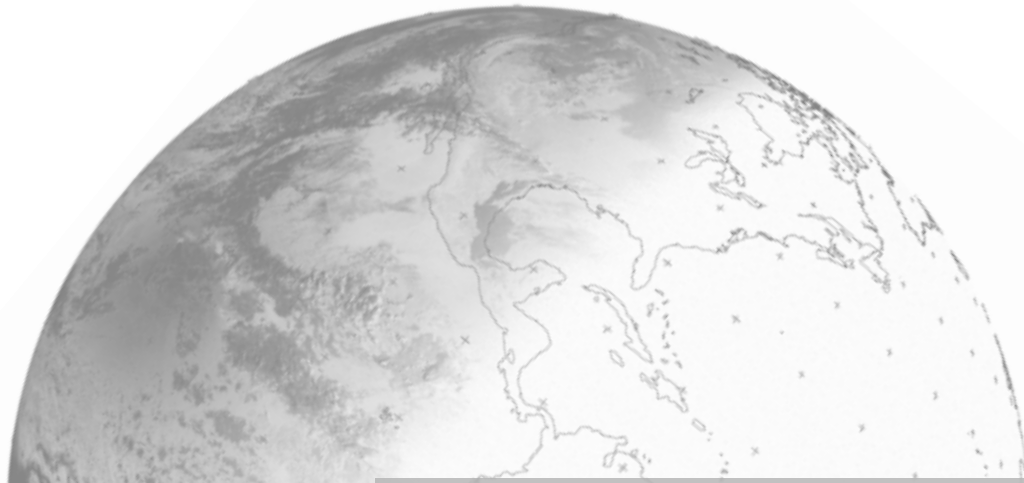
Wenn man nun auf diese Karte blickt und vergleicht etwa Spanien mit Schweden, so gewinnt man den Eindruck, als sei Spanien nur etwa halb so groß wie Schweden. In Wahrheit ist aber Schweden (448.000 qkm) kleiner als Spanien (490.000 qkm).

Einmal misstrauisch geworden, vergleicht man weitere Größen. Wie steht es mit dem Verhältnis Afrikas zur Sowjetunion? Scheinbar ist die Sowjetunion mindestens doppelt so groß wie Afrika, vielleicht sogar dreimal so groß. Hier die Zahlen: Afrika 30 Millionen Quadratkilometer, Sowjetunion 22 Millionen Quadratkilometer. Und so geht es weiter: Südamerika scheint bequem in Kanada

hinein zu passen, tatsächlich aber ist Südamerika fast doppelt so groß wie ganz Kanada mit allen seinen Inseln. Vergleichen wir Indonesien mit Skandinavien, so scheint uns Skandinavien größer – ist es aber nicht, allein die Insel Sumatra ist mit ihren 424.000 Quadratkilometern größer als das nur 337.000 Quadratkilometer große Finnland, das auf der Karte um ein Mehrfaches größer als Sumatra erscheint. Suchen wir nun ein Land, das optisch etwa die Größe Skandinaviens hat, so bietet sich Indien an. Tatsächlich hat aber Indien ohne Pakistan 3,3 Millionen Quadratkilometer, Norwegen, Schweden und Finnland hingegen zusammen nur 1,1 Millionen Quadratkilometer. Nähere Betrachtung bringt weitere Fehler ans Licht: Der Äquator liegt nicht in der Mitte der Karte (denn dann lief er durch das Mittelmeer), die Kartenmitte liegt vielmehr noch um 20 Grad über dem nördlichen Wendekreis, also unmittelbar unter dem 45. Breitengrad, der die nördliche Hälfte der Erdkugel halbiert. So füllt das nördlichste Viertel der Erde (das flächenmäßig sogar einen bedeutend kleineren Raum als ein Viertel der Erdoberfläche umschließt) praktisch die halbe Weltkarte. Auf diese Weise liegt dann Europa in der Mitte der Welt, kleiner zwar als die großen Kontinente, aber immer noch recht ansehnlich ... und

den weißen Völkern, zu denen ja schließlich auch die Nordamerikaner, Kanadier und Russen zählen, gehört eben doch mehr als die halbe Erde. So stellen sich die Proportionen dar, wenn man auf eine unserer heutigen Weltkarten blickt. Geographen klären uns darüber auf, dass diese Weltkarte die Erde nicht absichtlich verzerrt, sondern nur deshalb Disproportionen aufweist, weil eben eine Kugel nicht verzerrungsfrei auf eine Ebene zu übertragen sei.

Testfragen an Kollegen alter Fakultäten, an Redakteure und Lehrer, Politiker und Staatsmänner ergaben, dass die Proportionen der Erde meist direkt vom Kartenbilde abgelesen werden, dass also die Weltkarte allgemein als eine der Wirklichkeit größenordnungsmäßig entsprechende Abbildung betrachtet wird, ja, dass ein Blick auf die Weltkarte geradezu der Prüfstein für die Übereinstimmung eigener Vorstellungen mit den tatsächlichen Größenverhältnissen von Ländern und Kontinenten ist. Bei der Benutzung der Weltkarte wird also ihre Verzerrung im allgemeinen nicht realisiert, die Karte also nicht relativierend betrachtet. Und selbst die wenigen, die sich einer Verzerrung der Erdkarte bewusst sind, sehen darin überwiegend ein von der Geographie gelöstes Fachproblem, das keine wesentliche Auswirkung



auf die Größenordnungen der großen Staaten und Kontinente, sondern nur auf die Form einiger Pol-naher Länder haben kann. Die Verzerrung unseres geographischen Weltbildes ist also den Menschen ebensowenig bewusst wie die Verzerrung unseres historischen Weltbildes. Dass hier, wie im Bereiche der Geschichte, die Verzerrung eine perspektivische ist, die den Anteil Europas und des weissen Mannes vergrößerte, stärkte mein Misstrauen. Ich glaubte auch nicht mehr den Beteuerungen der Geographen, dass es nicht anders ginge, sondern suchte selbst nach den Ursachen unseres verzerrten Weltbildes und nach den Möglichkeiten zur Schaffung einer getreueren Wiedergabe der Erdoberfläche. [...]

Es galt eine flächentreue Weltkarte zu erstellen, die rechtwinklig ist, die in ihren Proportionen dem Goldenen Schnitt nahekommt, und die auch die Länder Europas möglichst globusgetreu abbildet. Nach zahlreichen vergeblichen Versuchen gelangte ich zu einem brauchbaren Ergebnis, als ich mich entschlossen hatte, das alte Gradnetz beiseite zu legen: Ich teilte (unter Verlegung der Datumsgrenze in die Mitte der Beringstraße) die Erde einmal rund um den Äquator und einmal von Pol zu Pol in jeweils 100 Teile, drückte die so entstandenen Rechtecke am Äquator zu Qua-

Mittelseite:

Flächentreue Weltkarte („Peters Projektion“)

Was ist anders an dieser Weltkarte - und warum?

Nur der Globus ist die wirklichkeitsgetreue Darstellung der Erde – jede Übertragung ihrer Kugelgestalt auf eine Fläche bewirkt Verzerrungen, und Kartographen müssen nach Kompromissen suchen. Je nach Verwendungszweck wurde eine Vielzahl von Projektionen entworfen. Bei den am meisten verbreiteten Weltkarten sind die Größenverhältnisse verzerrt, wodurch die Länder nördlich des Äquators größer erscheinen: Europa wirkt zum Beispiel doppelt so groß wie Südamerika (ist aber nur halb so groß), Skandinavien scheint so groß zu sein wie Indien (obwohl Indien dreimal größer ist), Grönland wirkt größer als China (ist aber nur ein Viertel so groß).

Die flächentreue Weltkarte, entwickelt von dem Ende 2002 verstorbenen Bremer Historiker Prof. Dr. Arno Peters, stellt die Größenverhältnisse richtig. Um die Flächentreue zu erreichen, nimmt die Peters-Projektion – wie jede Projektion der Erdkugel auf eine Landkarte – auch Nachteile in Kauf: Die Form der Kontinente weicht von der Wirklichkeit ab, Entfernungsmessungen sind nicht einfach möglich. Aber: Die Peters-Projektion ist wegen ihrer besonderen Eigenschaften ein Denkanstoß, die wahren Größenverhältnisse unserer Erde zu erkennen – zum Beispiel, dass die reichen Industrieländer des Nordens bei aller (Wirtschafts-)Macht im Vergleich zum „Rest der Welt“ nur den geringeren Teil einnehmen. Seit 1974 wurden weltweit über 20 Millionen Peters-Karten verbreitet.

Wir danken Franz Huber für die freundliche Erlaubnis die Peters-Weltkarte abzdrukken!

Kartographie Huber

Dürstr.1, D-80992 München, <http://www.kartographie.de>

draten zusammen und plattete die auf diesen aufbauenden Rechtecke zu den Polen hin jeweils um so viel ab, dass ihre Grundfläche im Verhältnis zu den ersten Quadraten genau den wirklichen Proportionen der Erdoberfläche entsprach. Auf dieser Grundlage entstand ein neues Bild unserer Erde. [...]

Freilich mussten für diese Vorteile

absoluter Flächentreue, relativer Wohlproportioniertheit und vollständiger Rechtwinkligkeit Mängel in Kauf genommen werden. Dabei zählt die sich zunächst aufdrängende Nicht-Übereinstimmung dieses Bildes der Erde mit unserer alten Vorstellung nicht zu diesen Mängeln. Denn dieses uns liebgewordene Bild der Erde ist unhaltbar geworden in einem

Augenblicke, da die farbigen Völker in ihre Rechte getreten sind und ihre Länder endlich von uns wie von ihnen selbst in ihren echten Proportionen wahrgenommen werden müssen. Die wirklichen Mängel liegen in dem bedauerlichen Umstände, dass auch die neue, orthogonale



Erdkarte eine Verzerrung von Gebieten mit sich bringt, die in der Mercatorkarte globusähnlicher abgebildet waren. Wenn auch dagegen die Verzerrungen der Mercatorkarte in anderen Gebieten der Erde viel krasser sind, so dass man durch ein Festhalten an ihr insgesamt auch in dieser Hinsicht nichts gewinnen würde, so muss sich die neue Karte doch mit ihren zum Teil ungewohnten Formen erst durchsetzen. Bedenkt man aber, dass etwa Grönland auf der alten Weltkarte größer dargestellt war als das siebenmal größere Südamerika, dann wird man vielleicht bereit sein, die bei der neuen Erdkarte in Äquatornähe besonders ins Auge fallenden Verzerrungen in Kauf zu nehmen. [...]

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Ich bin nicht für die Abschaffung der Mercatorkarte. Sie wurde vor 400 Jahren im Zeitalter der Entdeckungen geschaffen, damit die Seefahrer ihre Routen besser finden. Für sie war der Vorteil der Winkeltreue dieser Karte so wichtig, dass sie dafür alle Verzerrungen in Kauf nahmen, sogar die Verzeichnung der auch für sie wichtigen Entfernungen, die auf der Mercatorkarte häufig 100 Prozent beträgt (so erscheint etwa die Entfernung Moskau - Behringstraße auf der Mercatorkarte doppelt so groß wie die Entfernung Moskau - Ceylon,

die in Wirklichkeit genau gleich groß ist. Ebenso verhält es sich mit den tatsächlich gleichen Entfernungen Aden - Buenos Aires und Aden - Alaska, die auf ihr wie 1:2 erscheinen). Wenn sich die Mercatorkarte trotz aller Nachteile bis heute gehalten hat, so muss ihr Wert für die Schifffahrt groß sein. Deshalb wird sie für diese Zwecke beibehalten werden, solange sie die Anforderungen der Seefahrt erfüllt als Spezialkarte, wie sie auch die Luftfahrt hat. Es ist aber nicht einzu-

wältigung gefunden sind, und dass es Menschen gibt, die bereit sind, die hierfür notwendigen Arbeiten zu leisten.

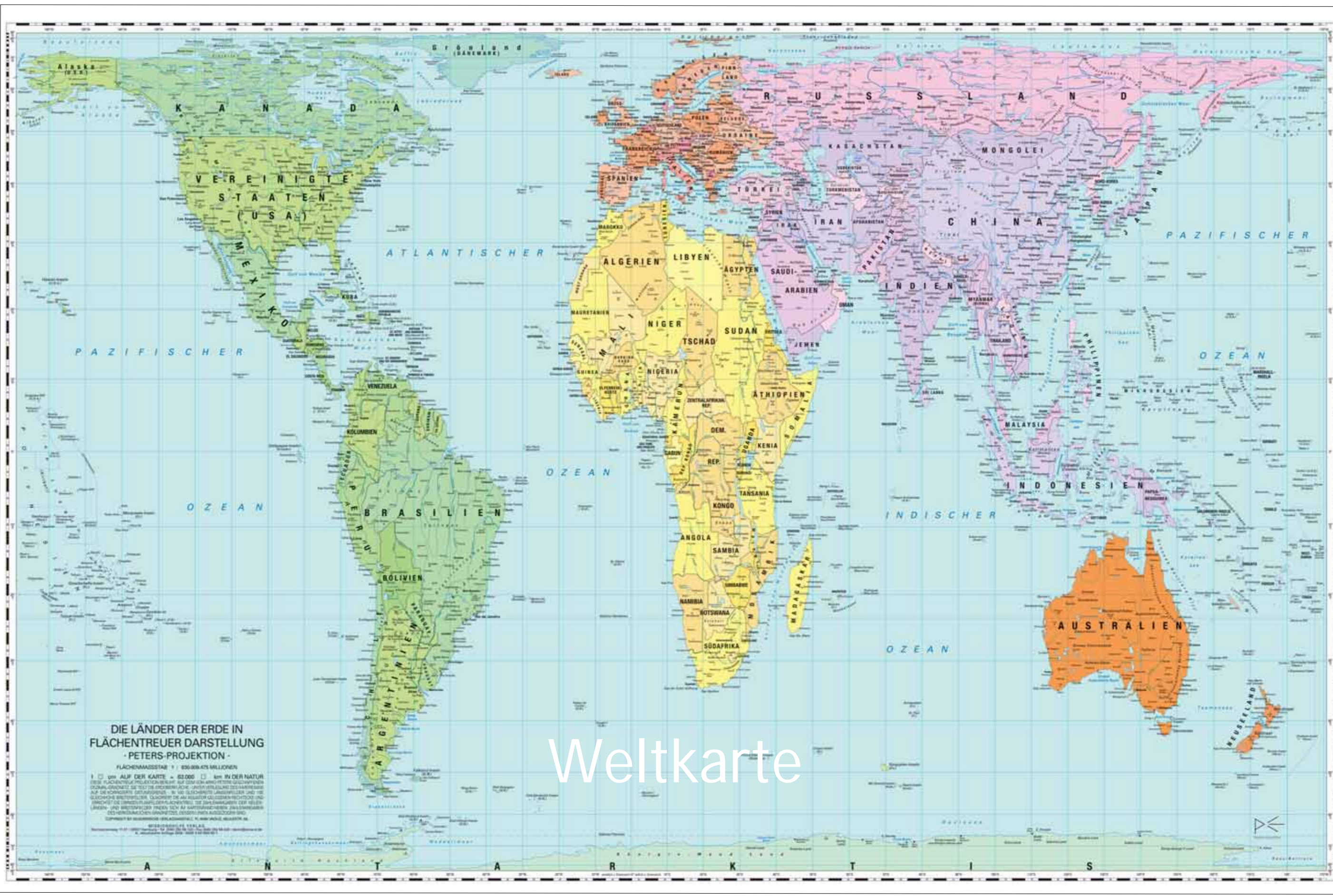
Auszüge aus dem Vortrag „Die perspektivische Verzerrung von Raum und Zeit im historisch-geografischen Weltbild der Gegenwart und ihre Überwindung durch neue Darstellungsweisen“, den Prof. Arno Peters am 6. Oktober 1967 gehalten hat. Der vollständige Text: [:www.heliheyne.de/Maps/Ungarn_E.htm](http://www.heliheyne.de/Maps/Ungarn_E.htm)

Wir danken trigger.medien.gmbh für die Unterstützung dieses paternoster

offsetdruck | ctp | buchbinderei
adalbertstraße 7-8 | 10999 berlin
030 ruf 615 08 80 | fax 615 88 51

trigger.medien.gmbh

info@triggermedien.de
www.triggermedien.de
bürozeiten mo-fr | 8.00-18.00 uhr



Weltkarte

DIE LÄNDER DER ERDE IN
FLÄCHENTREUER DARSTELLUNG
- PETERS-PROJEKTION -

FLÄCHENMASSSTAB 1 : 830.000.000 MILLIONEN
1 cm AUF DER KARTE = 83.000 km IN DER NATUR
DIESE FLÄCHENTREUE PROJEKTION BERUHT AUF DEM 1850 VON HENRI PETERS GEFUNDENEN
QUADRIKONFORMEN SYSTEM, WELCHES DIE ERDRECHENFLÄCHE UNTERSCHIEDLICH
AUF DIE KONTINENTE ÜBERTRÄGT. IN DIESEM SYSTEM SIND DIE LÄNDER
GROßENRECHTIG UND QUADRATIG ANGEZEIGT. DABEI SIND DIE LÄNDER
NÄHER ZU IHREN WIRTLICHEN GRÖßEN VERHÄLTNISSÄHIG
UND WENIGER VERZÖGERT ALS IN ANDEREN PROJEKTIONEN.
COPYRIGHT BY BRUNNEN-VERLAGSGESELLSCHAFT, K. H. MAYER & CO. GMBH, HEIDELBERG, 1998

আবাদী জমি জমা আত্মস্বয় আকার। বৃষ্টি পড়ছে শুষ্ক...
কিন্তু নিঃসঙ্গ হু মার স্বর-বর্ষী, ফসল, গাছ-গছলী কোষ
আ রক্ষার জমা স্বস্তি রয়ে উঠেছে। আবাদ বসায়-২০১৩



„Hallo,

unzählige kleine und große Flüsse durchziehen unser Land. Einige haben eine starke Strömung, andere sind flach und fließen langsam.

Der Teesta, ein schnell fließender Strom, fließt in der Nähe unseres Dorfes Santosh.

Wir sind sechs Familienmitglieder, die auf das Gehalt meines Vaters angewiesen sind. Manchmal haben wir zu essen, manchmal nicht. Vor einigen Wochen riss der Teesta unser Dorf mit sich. Als das Wasser stieg, versuchte jeder noch, Haus, Land, Ernte und Bäume zu halten. Auch meine Eltern taten ihr Bestes. Die Nachbarn halfen einander, sie fällten Bäume, bockten die Möbel auf, bauten dann die Bambus-Wände und Wellblech-Dächer auseinander, um sie an höher gelegenen Stellen in Sicherheit zu bringen. Meinem Vater standen Tränen in den Augen.

Meine Mutter weinte. Nur wir Kinder standen da wie angewurzelt. Wasser, Wasser überall. Und wir hörten das laute Rauschen des Teesta. Am Ende des Tages war unser ganzes Dorf unter Wasser.

Mein Vater stand regelrecht unter Schock. Meine Mutter wurde schier wahnsinnig, da uns dieses Schicksal nun zum vierten Mal ereilt. Wir nahmen die Hände meines Vaters, verließen unseren Ort und stellten uns der ungewissen Zukunft. Schlussendlich fanden wir Unterkunft auf dem Flutschutz-Areal von Char Kurda. Irgendwie mache ich jetzt mit dem Unterricht in der siebten Klasse weiter. Denn ich habe nur einen Wunsch: dass ich meine Ausbildung abschließen kann, um meinen Eltern beizustehen, unsere Armut zu beenden. Ich will sie wieder glücklich sehen.“

Maidul Islam, 12 Jahre

১৩
১৪
১৫
১৬
১৭
১৮
১৯
২০
২১
২২
২৩
২৪
২৫
২৬
২৭
২৮
২৯
৩০
৩১
৩২
৩৩
৩৪
৩৫
৩৬
৩৭
৩৮
৩৯
৪০
৪১
৪২
৪৩
৪৪
৪৫
৪৬
৪৭
৪৮
৪৯
৫০

৫১
৫২
৫৩
৫৪
৫৫
৫৬
৫৭
৫৮
৫৯
৬০
৬১
৬২
৬৩
৬৪
৬৫
৬৬
৬৭
৬৮
৬৯
৭০
৭১
৭২
৭৩
৭৪
৭৫
৭৬
৭৭
৭৮
৭৯
৮০
৮১
৮২
৮৩
৮৪
৮৫
৮৬
৮৭
৮৮
৮৯
৯০
৯১
৯২
৯৩
৯৪
৯৫
৯৬
৯৭
৯৮
৯৯
১০০

আবাদ বসায়-২০১৩
নিঃসঙ্গ হু মার স্বর-বর্ষী
অন্যদিন দূর করে স্বপ্নর সূত্র স্বস্তি ফুটিতে পারি।
ক্রান্তিবন্দক
আইদুল ইসলাম

৬
৭
৮
৯
১০
১১
১২
১৩
১৪
১৫
১৬
১৭
১৮
১৯
২০
২১
২২
২৩
২৪
২৫
২৬
২৭
২৮
২৯
৩০
৩১
৩২
৩৩
৩৪
৩৫
৩৬
৩৭
৩৮
৩৯
৪০
৪১
৪২
৪৩
৪৪
৪৫
৪৬
৪৭
৪৮
৪৯
৫০



„Hallo, (...) das Land, das wir hatten, ist kaum wert, es zu nennen. So klein war es. Doch es gab uns Reis. Für zwei oder drei Monate im Jahr reichte es aus. Wenn wir sparsam damit umgingen und nur ein- oder zweimal am Tag aßen. Die Flut riss einfach unser Land fort. Das geschah in vier Wellen. Jedes Mal ein wenig mehr. Ein ums andere Mal nahm der Fluss Teesta uns erst das Land, dann das Haus. Wir wurden obdachlos, hilflos, bettelarm (...).“

Noor Alam, 12 Jahre

৫১
৫২
৫৩
৫৪
৫৫
৫৬
৫৭
৫৮
৫৯
৬০
৬১
৬২
৬৩
৬৪
৬৫
৬৬
৬৭
৬৮
৬৯
৭০
৭১
৭২
৭৩
৭৪
৭৫
৭৬
৭৭
৭৮
৭৯
৮০
৮১
৮২
৮৩
৮৪
৮৫
৮৬
৮৭
৮৮
৮৯
৯০
৯১
৯২
৯৩
৯৪
৯৫
৯৬
৯৭
৯৮
৯৯
১০০



„(...) Wir haben alles verloren. Jetzt haben wir keinen Platz mehr, auf dem wir sein können. Der trübe Blick meines Vaters und das ständige leise Weinen meiner Mutter machen auch mich ganz traurig. Wir vier Kinder schauen sie dann immer nur stumm an. Wir können unseren Eltern ja nicht helfen. Denn das ist kein Schmerz, den freundliche Worte lindern könnten.“

Moslema Khatun, 9 Jahre

নিঃসঙ্গ হু মার স্বর-বর্ষী
চরখোদা

ক্রান্তিবন্দক
মসলেমা খাতুন

Nicht das Klima spinnt

Raubbau ist Gotteslästerung

Jörg Machel / „Solange ich denken kann, leben wir mit dem Hochwasser,“ so erzählt mir Noresh, bei einem Spaziergang durch die Felder seiner Heimat. Wir sind im Distrikt Dinajpur unterwegs, der liegt im Norden von Bangladesch. Alles grünt und blüht. Auf kleinen Hügeln erheben sich die Gehöfte aus einem Meer von Reisfeldern. „In diesem Jahr war es einmal wieder so, wie es sein soll. Aus den Bergen kam genau soviel Wasser, wie nötig ist, um die Felder zu überfluten, Borscha heißt das auf bengalisch. Immer häufiger aber werden wir vom bösen Wasser heimgesucht,“ erzählt Noresh weiter. „wir nennen es Bona, und dann werden ganze Höfe fortgeschwemmt, die Flüsse ändern ihren Lauf und nach einer solchen Flut ist alles verwüstet.“

Bangladesch ist ein kleines Land. Gerade einmal doppelt so groß wie Bayern, aber es leben dort eineinhalb mal so viele Menschen wie in ganz Deutschland. Industrie gibt es kaum in Bangladesch, aber es gibt eine sehr intensive Landwirtschaft, denn das Land zwischen den großen Flüssen ist ausgesprochen fruchtbar.

Einer Umfrage zufolge, halten sich die Bangladeshis in der Mehrzahl für glückliche Menschen. Dieser Statistik zufolge sind sie das glücklichste Volk

der Erde. Die Deutschen liegen sehr weit hinten, die Schweizer allerdings finden noch mehr Gründe mit ihrem Schicksal zu hadern. Armut und Zufriedenheit habe ich tatsächlich nirgendwo so eindrücklich nebeneinander erlebt wie in Bangladesch. Wenn das gute Wasser gekommen ist, wenn kein Zyklon die Ernte vernichtet hat, wenn alle in der Familie gesund sind, dann ist die Welt für die Menschen in Ordnung.

Zwei Bedrohungen allerdings waren immer wieder Gesprächsthema auf meinen Reisen durch Bangladesch:

Die Teuerung und die immer schlimmer werdenden Naturkatastrophen. Beide Probleme sind nicht hausgemacht. Bangladesch hängt ganz am Tropf der reichen Länder. Die Geldpolitik, die dort gemacht wird, schlägt durch bis auf den Alltag in der kleinsten Hütte. Und auch die Naturkatastrophen werden ausserhalb der Landesgrenzen gemacht. Die Abholzung der Wälder im Himalaya läßt die Flüsse in Bangladesch unkontrollierbar ansteigen, die Erwärmung des Erdklimas durch den Raubbau der Industrieländer führt dazu, dass immer schlimmere Zyklone die Küstenregionen verwüsten.

Berechnungen von Klimaforschern sagen voraus, dass bis zum Jahr 2030

der Meeresspiegel um bis zu einem Meter steigen könnte. Damit aber würden 18% der fruchtbarsten Gebiete Bangladeshs im Meer versinken, und dies wäre bei inzwischen deutlich gewachsener Bevölkerungszahl eine doppelte Katastrophe.

Ich habe, wenn in diesen Tagen über das Weltklima diskutiert wird, ganz konkrete Menschen vor Augen. Ich sehe sie auf ihren Feldern und vor ihren Hütten, in einem schönen – durch Nichtachtung aber in höchstem Maße bedrohten Land.

Es ist für mich als Christ eine Gotteslästerung, wenn ich sehe, wie das Lebensrecht von Menschen einfach ignoriert wird. Es ist ein Skandal, wie hemmungslos selbstverständlich auf dieser Welt in militärische Stärke investiert wird und wie dieses Geld fehlt, um den Raubbau an unserem Planeten zu stoppen.

Ich habe wenig Hoffnung für Bangladesch und uns alle, wenn der Druck auf die Entscheidungsträger dieser Welt nicht gewaltig wächst.

Wie dies geschehen kann darüber diskutieren wir in unserer Kirchengemeinde und darüber fordern wir Rechenschaft auch von der Politik.

Slums auf Bambusstelzen
(Copyright: „Südwind“)

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich möchte Ihnen nicht von Bangladesch erzählen, sondern ich möchte Kinder zu Wort kommen lassen: Maidul, Noor und Moslema. Sie haben die Flut überlebt, die dieses Jahr das asiatische Land traf. Eine Fläche in der Größe der Schweiz stand drei Wochen lang unter Wasser. Die Briefe der Kinder an uns lassen erahnen, was Millionen Menschen durchgemacht haben. Und was bleibt, wenn die Katastrophe aus den Schlagzeilen verschwunden ist...

Ein großer Teil der Ernte in Bangladesch ist zerstört. Die Menschen hungern. Sie möchten jedoch keine Almosen sondern Arbeit. Wir von der Bangladesh-Organisation NETZ wollen die Bevölkerung unterstützen: bei der Aufschüttung von Flutschutz-Arealen. Die ärmsten Familien erhalten dadurch jetzt Arbeit. Ihr Hunger hat ein Ende. Und bei künftigen Fluten finden mehr als 15.000 Menschen einen sicheren Platz. Werden Sie jetzt Patin oder Pate! Die Aufschüttung von 10 m² Fläche kostet 22,- €.

Spendenkonto: NETZ e.V. / Nr. 10 77 88 0 / Volksbank Wetzlar / BLZ 515 602 31

Mit vielen Grüßen Peter Dietzel, NETZ e.V. – Gemeinsam für Bangladesch

Wirbelsturm in Bangladesch – NETZ hilft

Der Zyklon, der über Bangladesch fegte, hinterließ ein Bild des Grauens. Tausende Menschen starben. Zehntausende sind verletzt. Eine Million Häuser sind zerstört. Die Bangladesch-Organisation NETZ eilte sofort zu Hilfe. Geschäftsführer Ingo Ritz berichtet aus dem Katastrophengebiet: „Wir verteilen Lebensmittel an 70.000 Menschen, die alles verloren haben, und verpflegen die Verletzten.“



Lokale Helfer bringen Notraktionen mit Booten und Jeeps in entlegene Gebiete, in denen die Menschen hungern. Sie enthalten Tabletten zur Reinigung des Wassers, Reis, Linsen, Kindernahrung und Kleidung. Ärzteteams kümmern sich um die Verletzten. Die Verteilung der Hilfsgüter erfolgt in Zusammenarbeit mit einheimischen Organisationen, die mit der geografischen Situation bestens vertraut sind, über eine effektive Infrastruktur für den Transport verfügen und die bedürftigsten Familien kennen. Im Anschluss kümmert sich NETZ um die Instandsetzung der Wasserpumpen und den Wiederaufbau der Schulen.

NETZ e.V. Partnerschaft Bangladesch bittet um Spenden für die Opfer des Zyklons.

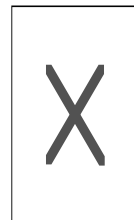
Konto Nr. 10 77 88 0

Volksbank Wetzlar-Weilburg

BLZ 515 602 31

Onlinespenden sind möglich unter www.bangladesch.org

NETZ ist eine Entwicklungsorganisation, die ausschließlich in Bangladesch tätig ist. Das Hilfswerk unterstützt benachteiligte Menschen, ihre Probleme selbst zu lösen: durch Selbsthilfe für Einkommen und Bildung sowie die Durchsetzung der Menschenrechte in den Dörfern. Bei Naturkatastrophen leistet NETZ humanitäre Hilfe. NETZ ist als gemeinnützig anerkannt. Das Deutsche Zentralinstitut für Soziale Fragen hat der Organisation das Spenden-Siegel verliehen.



Zuhause im Netz

Ein Ausweg aus der Heimatlosigkeit

Jörg Machel / Die erste Wohnung verlor Jupp, da war er noch ein Kleinkind. Er saß bei seiner Mutter im Luftschutzbunker, als ihr Haus bei einem Fliegerangriff in Flammen aufging. Jupp erinnert sich an viele weitere Orte, wenn er zurückdenkt. Mit den Eltern wohnte er zunächst bei Verwandten, später in Notunterkünften, in Werkswohnungen - nie besonders lange. Heimisch geworden ist er nirgendwo.

Er war noch keine achtzehn, als er auf einem Schiff anheuerte, als Schiffsjunge wollte er in die Welt hinaus. Und er hat sie gesehen - die Welt. Mit jedem Hafen verbindet er eine Geschichte. Menschen aus vielen Ländern hat er kennengelernt, auf ungezählten Schiffen ist er unterwegs gewesen. Jupp kennt Lebensgeschichten, die man nur erfährt, wenn man dazu gehört, wenn man das Schicksal derer teilt, die ohne wirklichen Heimathafen durch die Welt ziehen.

Kirchenmitglied ist Jupp nicht. Im Krieg haben sie vergessen ihn taufen zu lassen und später wußte er nicht recht für welche Kirche er sich hätte entscheiden sollen. Aber von Gott versteht er etwas, so erzählt er gern. Alle Seeleute verstehen etwas von Gott, behauptet er. Wer sein halbes Leben allein mit dem Wasser und dem Himmel gelebt hat wäre wahn-sinnig geworden, wenn er nicht darauf vertraut hätte, dass Gott neben ihm steht.

Seine Kirche, das waren die Seemannsmissionen an den verschiedenen Orten der Welt. Die Konfession dieser Häuser interessierte ihn wenig. Er liebte diese Orte, wenn sie offen geführt wurden und wenn sie ihm Raum ließen, zu sich zu kommen.

Da gab es Zeitungen, da konnte

man sich mit Büchern versorgen, konnte sich an Leib und Seele regenerieren. Beeindruckende Pastoren hat er dort kennen gelernt, Menschen mit offenem Herzen und weitem Blick. Manche Traurigkeit, manche Seelenlast hat er dort abgeladen, bevor es wieder auf große Fahrt ging hinaus in die unendliche Weite des Meeres.

An eines hat Jupp nie gedacht: an Übermorgen. Er war als Heimatloser aufgewachsen und nie ist er sesshaft geworden.

Heimat war ihm immer nur das Schiff auf dem er gerade angeheuert hatte und Familie war ihm immer nur die Mannschaft, mit der er gerade auf großer Fahrt war.

Schön war es, in dem einen oder anderen Hafen alte Bekanntschaften aufzufrischen. Nach alten Freunden zu fragen, Nachrichten mitzugeben und Grüße auszutauschen. Sich zu schreiben und regelmäßig Kontakt zu halten, das war schwierig. Das Leben war so unstet und nie wußte man wo man wohl in einem Jahr sein würde. Da waren es dann wieder die Seemannsmissionen, über die man Kontakt hielt und voneinander erfuhr.

Jetzt hat Jupp für immer abgeheuert. Man braucht Leute wie ihn nicht mehr. Seine Arbeitskraft ist zu teuer

geworden für den mörderischen Lohnkampf auf den Weltmeeren. Die neuen Schiffe sind Hightech-Maschinen, mit denen er nichts anfangen kann. Nur noch Computer und Elektronik an Bord, kaum noch Arbeit für einen Schlosser wie ihn.

Jetzt muss Jupp lernen, an Land zurecht zu kommen. Das fällt ihm nicht leicht. Er hat nur eine kleine Rente, denn nur wenige Reeder haben für ihn eingezahlt. Wohnungen und Städte hat er oft gewechselt, seit er festen Boden unter den Füßen hat. Oft wohnt er bei Bekannten und hält den Seesack gepackt, um jederzeit aufbrechen zu können, wohin auch immer.

Und doch - seit ein paar Monaten hat er zum ersten Mal eine wirklich feste Adresse. Die hat er sich bei uns, also in unserer Berliner Kirchengemeinde, im Internetcafé eingerichtet. Und wo immer er ist, kann er sie abrufen. So pflegt er Stück für Stück alte Kontakte, zu Freunden in aller Welt: zu den Seemannsmissionen in Afrika, Asien und Amerika; sogar einige seiner alten Schiffe kann er so erreichen und fährt so wieder mit auf hoher See.

Und da unten, in der Krypta der Emmasus-Kirche, wo die Computer stehen, da wird sein Herz dann ganz weit, wenn er an das Meer denkt und an den Himmel und an Gott, der ihn bis heute nicht allein gelassen hat.

Wir brauchen einen langen Atem

Eigentlich wollte er Stadtplaner werden und nicht Pfarrer. Es interessierte ihn, woher der Geist der Städte kommt. Das Spirituelle war also schon da. Es hat sich später verdichtet und ihn doch in die Seelsorge geführt. Vor 18 Jahren kam Storck als Pfarrer nach Kreuzberg, dem Stadtteil, den er als experimentellen Schmelztiegel wahrnimmt. Der Bezirk passt zu seinen Überzeugungen. Denn obwohl er sich auch als Bewahrer versteht, bevorzugt er an der christlichen Lehre vor allem die Idee vom Aufbruch. Seit sechs Jahren leitet der 47-Jährige die Kirche Heilig-Kreuz-Passion am Halleschen Tor. Es ist die Kirchenadresse in Sachen Kirchenasyl und Obdachlosigkeit.

INTERVIEW WALTRAUD SCHWAB

taz: Herr Storck, waren Sie schon mal arbeitslos?

Peter Storck: Ja, nach dem Studium. Zudem habe ich lange Teilzeit gearbeitet wegen meiner drei Kinder.

Wie war das?

Wenn ich erwerbslos war, hat mich sofort Unruhe gepackt. Ständig tauchten Fragen auf: Mache ich genug? Falle ich raus? Wie gestalte ich den Tag? Ich habe gemerkt, wie stressig es ist, seinen Tag selber gestalten zu müssen. Man hat viel zu tun. Und doch findet man für das, was man macht, kein Gegenüber. Das ist schwer auszuhalten. Die Erfahrung hilft mir heute bei meiner Arbeit.

Sie sind Pfarrer in der Kirche am Halleschen Tor. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist Obdachlosigkeit. Ist das im Sommer überhaupt ein Thema?

Obdachlosigkeit ist doch keine Frage der Jahreszeit, sondern der Lebensumstände. Im Sommer ist es zwar wärmer, aber keineswegs leichter für die Leute. Natürlich, die Presse will



Pfarrer Peter Storck

immer nur im Winter kommen.

Warum ist es im Sommer nicht leichter?

Die Probleme sind jeden Tag gleich: Wo kann ich trocken schlafen? Wo kriege ich zu essen? Wie komme ich über den Tag? Wo finde ich einen ruhigen, sicheren Ort? Das Leben auf der Straße ist doch extrem anstrengend. Die Leute sind dem Lärm, der Willkür, den Aggressionen anderer ausgeliefert. Gewalt auf der Straße trifft Obdachlose in hohem Maß. Obdachlose Frauen allemal.

Hat denn die Tatsache, dass Obdachlosigkeit im Sommer sichtbar ist, nicht auch positive Aspekte?

In der Tat leben Obdachlose davon, dass andere ihre Not sehen und sich nicht abwenden. Da geschieht Erstaunliches. Ich kriege immer wieder mit, dass Menschen zum Essen eingeladen werden. Dass ihnen Unterkunft angeboten wird. Dass Leute mit ihnen reden.

Haben Obdachlose also mehr soziale Kontakte auf der Straße als alleine in Wohnungen?

Vielen Menschen, die auf der Straße landen, fallen Begegnungen mit anderen schwer. Deshalb sind sie auch aus den sozialen Netzen rausgefallen. Das Bild der trinkenden Ge-

meinschaft täuscht. Die meisten Obdachlosen sind Einzelgänger mit psychischen Problemen. Sie können oft kaum kommunizieren.

Warum engagiert sich Ihre Kirchengemeinde so sehr für Arme?

Weil das ein Riesenthema ist. 600.000 Menschen in Berlin leben unter der Armutsgrenze. Es ist eine Frage des gesellschaftlichen Zusammenhalts, dass wir klarmachen: Auch die arme Bevölkerung braucht eine würdige Lebenskultur. Wir wollen das Thema Armut in der Stadt wachhalten. Wir wollen etwas einüben, was nicht eingeübt ist: Dass man als Mensch mit wenig Geld aufrechten Hauptes durchs Leben gehen kann.

Der Arme soll begreifen, dass er nicht schuld an seiner Armut ist?

Es gibt viele Gründe, arm zu werden. Arbeitslosigkeit, Verschuldung, Alter. Dennoch wird Armut als persönliche Niederlage erlebt. Dabei ist es vor allem eine kollektive Niederlage. Es ist ein Skandal, dass die Gesellschaft zulässt, dass ein großer Teil der Bevölkerung sein Können nicht einbringt. Und mit den Hartz-IV-Gesetzen kommen ganz neue Probleme auf uns zu. So nimmt Obdachlosigkeit auch wieder zu, weil billiger Wohnraum knapp wird. Unsere Gemeinde versteht sich als Kristallisationspunkt, um das deutlich zu machen.

Was haben Sie in die Wege geleitet?

Wir haben mit der Berliner Tafel die Essensausgabe „Laib und Seele“ gegründet. Wir haben einen Treffpunkt für Obdachlose. Daraus ist unser Wohnheim für alte und kranke Obdachlose geworden, ein Beheimatungsprojekt, wo sie alt werden und sterben können. Wir haben ein Gemeindegab für Obdachlose. Wir ha-

ben die „Gitschiner Straße 15“, eine Kreativzentrum für Arme.

Die „Gitschiner Straße 15“ ist Ihnen wichtig. Warum?

Das Haus stand lange leer. Der Bezirk überließ meinem Vorgänger Joachim Ritzkowsky das Erdgeschoss. Daraus wurde eine geduldete Besetzung der übrigen Etagen gegen Renovierung. Leider hat der Bezirk das Haus dann in den Liegenschaftsfond gegeben. Wenn ein Investor Interesse hat, wird es verkauft.

Wir müssen dem Liegenschaftsfond jeden Monat 2.000 Euro Miete bezahlen. Dabei lebt das Haus ausschließlich von Spenden und von Sachmitteln. Wir hätten jetzt die Chance, das Haus für wenig Geld zu kaufen, brauchen aber noch 25.000 Euro. Die haben wir nicht.

Gibt es im Sommer weniger Spenden, weil die vorweihnachtliche Melancholie fehlt?

Unsere Spenden bekommen wir in der Tat vor allem im Winter und wir brauchen sie dringend. Sonst könnten wir sowas wie die „Gitschiner Straße“, die ungewöhnliche Dinge anbietet, wie Sprachkurse, Fahrradwerkstatt, Malkurse, den Obdachlosenchor, gar nicht machen.

Brauchen Obdachlose Malkurse?

Das ist die falsche Frage. Die „Gitschiner Straße“ ist so etwas wie eine Volkshochschule für Bedürftige. Die Leute suchen sich die Sachen, die sie machen wollen, schon selbst aus.

Viele der Projekte wurden von dem bereits genannten Pfarrer Ritzkowsky initiiert. Ein zorniger, weltgewandter Mann. Sie wirken dagegen sanft.

Sanft und leidenschaftlich.

Sind das die Eigenschaften, die

man braucht, um all das, was in die Wege geleitet wurde, durchzuhalten.

Sicher brauchen wir den langen Atem. Wir müssen vieles ja auch



Gitschiner Straße: der Musikraum

ständig neu und anders denken. Wir versuchen Seelsorge und Protest hier immer wieder neu zu verwirklichen.

Warum Seelsorge und Protest?

Weil hier Menschen zusammenkommen, die etwas teilen wollen mit

Jesus sagt in der Bergpredigt: „Selig die hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, sie sollen satt werden.“

Das nehmen Sie als Handlungsanweisung?

Es ist mehr als das. Es geht um eine Lebenshaltung. Wenn ich die Haltung habe, dass mir, was ich als Fähigkeit und als Besitz habe, von Gott geschenkt ist, dann kann ich, was ich habe, auch leichter teilen. Es gibt sicher auch andere Wege und Begründungszusammenhänge, um Gutes zu tun. Ich erlebe die christliche Begründung aber als schön.

Was fasziniert Sie an den Armen, die hier in die Kirche kommen?

Die Wahrhaftigkeit. Man hat einen direkten Umgang miteinander, kommt gleich zur Sache. Wir müssen natürlich auch umgehen mit Leuten, die nicht nüchtern sind, die riechen.

Die fluchen, die schimpfen?

Ja, aber auch sehr achtsam sind. Ich habe mit Menschen zu tun, die

nicht Objekt der Hilfe sein wollen, sondern die einen Ort suchen, wo sie akzeptiert werden.

Welche Rolle spielt die Abwesenheit von Gott? Kann, wer im Dreck liegt,

noch glauben, dass das der göttlichen Vorsehung geschuldet ist?

Viele Menschen kommen wegen ihrer Not zu uns und wir missionieren sie nicht. Aber wir thematisieren die Frage nach Gott. Bei uns arbeiten Menschen mit verschiedenster Religion und Weltanschauung. Man muss nicht fromm werden, um sich hier wohlfühlen. Beim Fest der Obdachlosen, das wir jährlich veranstalten, sind viele, die hier einfach Freude



Gitschiner Straße: das Cafe

Menschen in Not. Und weil sie sich nicht zufriedengeben damit, dass die Not so groß ist.

Ist dieser Nimbus des Guten-tun-Wollens nicht auf eine Art auch penetrant?

Die Bibel gibt uns Mittel an die Hand, Not zu formulieren und zu handeln. Jesaja sagt: „Brich mit den Hungrigen dein Brot und die ohne Obdach sind, führe ins Haus. Schütze den Fremdling in deinen Toren.“ Und



und Gemeinschaft finden wollen. Das Reich Gottes hat auch mit Essen und Trinken zu tun.

Etwas genussunfreudiger gefragt: Passen die kirchliche Soziallehre und der Sozialstaat noch zusammen?

Mir ist die Denkschrift zur Armut der evangelischen Kirche, die kürzlich herausgekommen ist, zu lau. Sie sieht nicht, was alle Untersuchungen sagen: Der Regelsatz für Hartz IV ist zu niedrig. Das erleben wir hier jeden Monat. Da würde ich mir wünschen, dass die Kirche die Realität schärfer beschreibt. Andererseits beruht der Sozialstaat auf dem christlichen Grundverständnis, dass vorhandene Ressourcen geteilt werden. Natürlich darf man nicht unterschätzen, dass wir in einer Gesellschaft leben, die starke Sicherungssysteme hat. Aber die Regelsätze sind ein Skandal in einer reichen Gesellschaft, die wirtschaftlich jedes Jahr drei Prozent reicher wird.

Was tun Sie, um Ihre Kritik öffentlich zu machen?

Wir machen Armutskonferenzen. Wir äußern uns zu Kinderarmut. Wir setzen uns immer wieder dafür ein, dass Obdachlose nicht aus den Bahnhöfen und privaten Shopping Malls vertrieben werden. Wir thematisieren

den Skandal, dass Obdachlose ganz schwer nur an Hartz-IV-Gelder kommen, weil sie die bürokratischen Hürden des Jobcenters gar nicht schaffen können. Wir streiten uns mit den Sozialämtern um würdige Bestattungsfeiern, damit eine Beerdigung nicht zum Sozialverschacher verkommt.

Bekannt ist, dass Sie auch Aktionen zivilen Ungehorsams nicht abgeneigt sind.

Wir sind mit Obdachlosen öffentlich schwarzgefahren, um so für den Erhalt des Sozialtickets zu protestieren. Ziviler Ungehorsam ist nicht um der Methode Willen wichtig, aber wo Menschenwürde und Menschenrechte verletzt werden und das nicht mehr anders in der Gesellschaft Gehör finden kann, halte ich zivilen Ungehorsam für legitim. Kirchen-

asyl etwa gehört dazu. Ein anderes Beispiel: Wir machen Ausstellungen mit den Bildern, die Obdachlose in der „Gitschiner Straße“ malen. Zwangsläufig sind da Leute dabei, die illegal sind, weil sie keinen Ausweis mehr haben. Wir zeigen diese Ausstellungen auch im Foyer des Polizeipräsidenten. Wir machen damit deutlich: Hier sind Menschen, die wollen sich einbringen, aber sie leben in rechtlosen Zusammenhängen.

Sie testen Grenzen aus?

Was heißt testen? Man darf es nie auf Kosten der Menschen machen. Man muss die Risiken abwägen.

Was Sie machen, erinnert an die südamerikanische Befreiungstheologie.

Am Ende meines Studiums war ich in Mittelamerika und da habe ich verstanden, dass eine Kirche nicht nur eine Kirche für andere ist, sondern eine Kirche der Armen sein kann, in der man das teilt, was man hat. Dadurch entsteht eine ganz andere Form des Gemeindelebens. Diese Erfahrung hilft mir. Damit bin ich hier ganz richtig.

taz Berlin lokal Nr. 8332 vom 23.07.2007, Berlin

Mit freundlicher Genehmigung der taz – die tageszeitung



Das Thema Alkohol ist alles andere als einfach. Alkohol hat in erster Linie eine entspannende Wirkung – und dies in Maßen zu nutzen ist ja auch okay. Nur wie bei jeder

Droge sind auch hier die Übergänge vom Genuss zur Sucht fließend.

Wenn Du für Dich das Gefühl hast, der Konsum von Alkohol nimmt überhand, solltest Du nicht nur eine kritische Selbsteinschätzung vornehmen, sondern Dir frühzeitig Hilfe holen. Sich Hilfe zu holen ist keine Schande und leichter als Du vermutest. Denn es gibt auch für Obdachlose einen einfachen Zugang zum Suchthilfesystem, ohne dass Du Dich gleich ins Krankenhaus oder zur Langzeittherapie begeben musst. Vielleicht hast Du ja auch schon schlechte Erfahrungen mit Suchtberatungsstellen und Krankenhäusern gemacht.

Aber eins musst Du wissen: Alkoholismus ist eine Krankheit. Auch wenn dies viele nicht wahrhaben wollen. Du entscheidest nicht mehr

Säufst Du noch oder lebst Du schon

Ein Wegweiser aus der Sucht

frei, wann und wie viel Du trinkst. Es geschieht einfach mit Dir. Du verlierst immer mehr den Halt und die Kontrolle. Körperliche, soziale und seelische Schäden sind unweigerlich die Folge.

Wenn Du ehrlich bist, siehst Du das Elend täglich auf der Straße. Schnell merkst Du, ob Du noch aus eigener Kraft mit dem Trinken aufhören kannst oder nicht.

Wenn Du bei Dir ein Alkoholproblem siehst, möchten wir Dir hier einen einfachen Weg aufzeigen, wie Du ohne Bürokratie leicht an professionelle Hilfe kommen kannst. Unsere Wohnungslosentagesstätte „Am Wassertor“ arbeitet eng mit der Suchtberatungsstelle im gleichen Haus zusammen. So hast Du die Möglichkeit, freiwillig und ohne Druck bei einem

Besuch der Tagesstätte ganz unverbindlich und anonym Kontakt zu einem Suchtberater aufzunehmen. Bei einer Tasse Kaffee kannst Du Dich über die An-

gebote der Suchtkrankenhilfe informieren. Mehrmals im Jahr führen wir außerdem kostenlose Schnupperfahrten zu verschiedenen Suchtkliniken mit Obdachlosen durch. Dazu bist auch Du herzlich eingeladen. Uns findest Du unter folgender Adresse:

Tagesstätte „Am Wassertor“
Frida Keck und Albert Nägele
Segitzdamm 46
10969 Berlin-Kreuzberg
U-Bahnhof Kottbusser Tor
Tel.: 615 63 24

Geld für einen guten Zweck

Deutsche spenden wieder mehr

Ingo Schulz / Die Bundesbürger haben in diesem Jahr wieder mehr Geld für einen guten Zweck gespendet. Das Spendenaufkommen im ersten Halbjahr 2007 lag bei 843 Millionen Euro und damit um 9,1 Prozent über dem Volumen des Vergleichszeitraumes 2006.

Vor allem ältere Menschen über 60 Jahren sowie sozial und ehrenamtlich engagierte Mitbürger sorgen für die Belebung des Spendenmarktes: Fast 70 % der Geldspenden kamen im 1. Halbjahr 2007 von den über 50-jährigen. Im Vergleich dazu sind die 20 bis 39-jährigen nur für 15,6 % des Spendenvolumens verantwortlich. Mehr als die Hälfte der Geldspenden (57 %) wird von Menschen getätigt, die auch ehrenamtlich tätig sind. Weniger als im Vorjahr haben Menschen mit einem hohen Einkommen und ohne ehrenamtliches Engagement gespendet.

Auf einem Rekordhoch befinden sich die Einnahmen von Hilfsorganisationen aus Patenschaften: Sie lagen bei insgesamt 100 Millionen Euro.

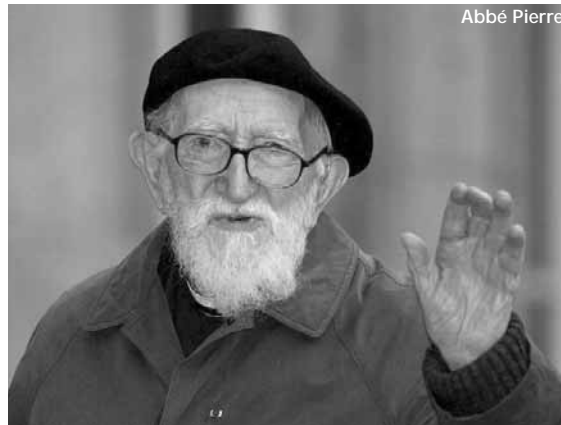
Nach der Tsunami-Katastrophe in Südostasien im Dezember 2004 hatten die Deutschen eine Rekordsumme von mehr als 1,1 Milliarden Euro innerhalb von zwei Monaten gespendet. Daraufhin war der Spendenmarkt im folgenden Jahr deutlich eingebrochen.

Emmaus, das ist eine Bewegung

Eine Organisation als Schnittstelle von Begegnungen

Dörte Rothenburg / Was Mutter Teresa für die Armen Indiens bedeutete, das verkörperte der legendäre Armenpriester Abbé Pierre in Frankreich: eine „Inkarnation des Guten“, eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, die 30 Jahre lang die Liste der beliebtesten Franzosen anführte, ein Nationalheld, der für ein „planetarisches Bewusstsein ohne alle Nationalismen“ plädierte, ein Geistlicher, der sich Zeit seines Lebens in die Politik einmischte, ein Jünger Jesu, der die Wohltätigkeitsorganisation Emmaus gründete, aus der eine weltweite Bewegung entstand.

Emmaus, 1949 in Neuilly-sur-Seine von Abbé Pierre ins Leben gerufen, folgten Gründungen von inzwischen über 350 Emmaus-Gruppen in 50 Ländern auf vier Kontinenten; diese Gruppen sind als Non Government Organisations (NGO) im 1969 gebildeten Dachverband Emmaus International zusammengeschlossen. Unter diesem Dach arbeiten 1.400 Angestellte und 10.000 ehrenamtliche Helfer. Menschen, die auf dem regulären Arbeitsmarkt keine Chance haben, finden hier eine bezahlte Arbeit zu garantierten Mindestlöhnen in der Reparatur und im Wiederverkauf von defekten Haushalts- und Einrichtungsgegenständen und/oder Kleidung. Bedürftige erhalten diese Sachen kostenlos. Jede Emmaus-Gruppe zahlt einen Mitgliedsbeitrag und zwei Prozent ihres Umsatzes an Emmaus International. Das humanitäre Engagement von Emmaus erstreckt sich vom Aufbau von Schulen in Afrika über den Kampf für die Rechte der Straßenkinder in Südamerika bis zum Widerstand gegen den Frauenhandel in Bosnien. In West- und Mitteleuropa betreuen Emmaus-Gruppen Obdachlose, Strafgefangene,



Abbé Pierre

Drogensüchtige, abgehauene Kinder und Jugendliche. Vier Emmaus-Gemeinschaften in eigenen Häusern gibt es in Deutschland. In Frankreich verwaltet Emmaus neuntausend Sozialwohnungen.

Die einzelnen Gruppen sind weltweit autonom und arbeiten dezentral. Die Unabhängigkeit von staatlichen Subventionen ist oberste Direktive, da durch den Verzicht auf derartige Fördergelder eine Kontrolle durch die öffentliche Hand auf die Arbeitsweise innerhalb der Vereine ausgeschlossen wird.

Der Handel mit Altwaren wird mit 118 Mio. Euro jährlichem Eigenumsatz angegeben. Dazu kommen Spenden in ähnlicher Höhe.

(www.emmausinternational.de)

Ich bin beeindruckt von diesen Fakten und Zahlen, und ich empfinde große Hochachtung für jenen sozialpolitisch engagierten Priester, der während des II. Weltkrieges verfolgte Juden und nach dem Krieg erfrierende Obdachlose gerettet hat, der sich der Ausgestoßenen annahm und der für ein gesetzlich festgeschriebenes „Recht auf Wohnung“ stritt. (wikipedia und google zu Abbé Pierre)

Aber ich wundere mich, wenn ich lese: „Anders, als der Name und die prominente Rolle, die der Gründer Abbé Pierre jahrelang spielte, vermu-

ten lassen, ist Emmaus keiner politischen oder religiösen Idee verbunden.“ Vielmehr handele es sich um eine internationale Bewegung im Zeichen der internationalen Solidarität. Eine zentrale Rolle spielen für alle Gruppen das so genannte Universelle Manifest, das von jeder Emmausgruppe unterschrieben werden müsse: Ziel der Emmaus-Bewegung ist die Armutsbekämpfung, und ihr Weg ist die Hilfe zur Selbsthilfe; ihre

Mittel sind Humanität, Nachhaltigkeit, Solidarität, Schutz von natürlichen Ressourcen. Im Zentrum der Arbeit stehen Menschen, die ohne Wohnung, ohne Arbeit und ohne Hoffnung sind. Vor allem die Gruppen aus den Entwicklungsländern betonen die Notwendigkeit internationaler Solidarität: Ohne Bewusstwerdung im reichen Westen sei Entwicklung in der „Dritten Welt“ nicht möglich.

(www.emmausbewegung.de)

Emmaus ist aber nicht nur eine weltweite Organisation in Sachen Armutsbekämpfung und Solidarität, sondern der Begriff steht, meiner Meinung nach nicht minder gewichtig, auch für die ökumenische und spirituelle Seite dieser Bewegung.

Wie einst die Jünger Jesu, die auf ihrem Weg in das Dorf Emmaus dem Auferstandenen begegneten, ohne ihn zunächst zu erkennen, so begegnen sich die Jünger der Emmausbewegung an ganz unterschiedliche soziale Brennpunkte, um den unbekannteren Ausgegrenzten, den in Not am Rande Stehenden, den in ihren Ängsten und Leiden nicht erkannten Menschen in Liebe zu begegnen – so, wie der auferstandene Jesus in der Nacht ihrer Verzweiflung für seine Jünger einfach nur da war, bei ihnen blieb, mit ihnen aß und trank, sie

tröstete und ihnen neue Hoffnung gab.

Im Internet finden sich bewegende Eintragungen von Menschen, die selbst einmal einer hoffnungslosen Randgruppen angehörten und denen sich durch die Begegnung mit Emmaus neue Horizonte für ein sinnvolles Leben eröffneten.

(www.emmausbewegung.de)

Als ich bei google und wikipedia „Abbé Pierre“ und „Emmaus“ eingegeben hatte, fand ich erwartungsgemäß Hunderte von Eintragungen: Sozialarbeiter, Betroffene vom Rande der Gesellschaft, Erweckte und Berufene, Haupt- und Ehrenamtliche unserer Kirchen, Ökonomen, Systemkritiker, Spirituelle und Verkaufsfuzzis meldeten sich zu Wort und im Bild. Zuerst hat mich die Notwendigkeit, die Spreu vom Weizen trennen zu müssen, nur genervt. Dann fand ich es spannend, Emmaus als eine globale Bewegung zu begreifen, die tatsächlich jeden von uns angeht; denn auch wir hier in diesem reichen Land müssen uns immer wieder neu unserer ökonomischen Basis vergewissern, unsere sozialen Kontakte, unsere gesellschaftlichen Positionen ausloten, unsere Beziehungen zu den geliebten wie den uns fernen, gleichgültigen, nervenden, verhassten Menschen reflektieren. Wir treffen jeden Tag Menschen, in neuen Situationen, und dann können/müssen wir uns entscheiden, ob wir einem Routineverhalten erliegen oder uns auf eine echte Begegnung im Geiste Jesu, solidarisch und zugewandt, einlassen wollen – und entsprechend handeln.

„Es scheint eine Wahl zu geben, dem ökonomischen System entweder zu Leibe zu rücken oder ihm den Rücken zu kehren und zu versuchen, seine eigene Alternative zu realisieren. Heute wie früher haben Menschen überall auf der Welt mehr oder weniger erfolgreich versucht, ihr eigenes Paradies zu bauen. In manchen Fällen überwog die Enttäuschung über die Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft, was zu einer totalen Abgrenzung von ihr und einer (bewussten?) Entscheidung für die eigene Iso-

lierung geführt hat. In anderen Fällen ging und geht es um die Realisierung einer nachhaltigen Alternative, die nicht nur die Bedingungen schafft, nach eigenem Gutdünken wohnen und arbeiten zu können, sondern auch als Beispiel für andere fungiert und nicht selten Möglichkeiten und Mittel kreiert, außerhalb der eigenen Alternative die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zur Diskussion zu stellen.“ (Nils Buis/Jaap von Leeuwen s. www.leibi.de/jahrbuch/de/de01_47.htm)

Zwei Beispiele fallen mir ein: der

Abbé Pierre
(bürgerlicher Name Henri
Antoine Grouès)
*5.August 1912 in Lyon
† 22. Januar 2007 in Paris
Kapuzinermönch, Priester,
Mitglied der Resistance und
später der Nationalversammlung,
1949 Gründer der Organisation Emmaüs

Manager, der vor ein paar Jahren während seiner Freizeit in einer Berliner Suppenküche arbeitete, und der Vater des Abbé Pierre, der sich als reicher Seidenfabrikant nicht zu schade war, Obdachlosen die Haare zu schneiden und Bedürftige mit Nahrung und Kleidung zu versorgen. Das prägte den jungen Pierre.

„Nachhaltigkeit findet man bei Emmaus letztendlich vor allem im Umgang mit anderen Menschen. Das kommt am besten zum Ausdruck in den Wohn- und Arbeitsgemeinschaften, die sich um die Betreuung von Obdachlosen kümmern, wobei hier gilt, dass diese einerseits Treffpunkte sind für Leute, die sich aufgrund ihrer Ideale bewusst für den Aufenthalt in einer Emmaus-Kommune entscheiden, und andererseits für solche, die keine Wahl mehr haben. Indem sie zusammen arbeiten, erwirtschaften die Mitglieder einer Kommune ihren Lebensunterhalt auf der Basis von Kost und Logis und einem Taschengeld. Emmaus bietet ihnen die Gele-

genheit, sich wieder nützlich zu machen, da sie mit ihrer Arbeit anderen helfen können, und einen Platz im Windschatten zu finden, wo sie die Chance haben, wieder Luft holen zu können.“ (s.o.)

Ich kann diesen Aussagen nur zustimmen, erkenne dahinter aber, was der Internet-Autor ja verneinte, sowohl eine religiöse als auch eine politische Idee. Gott sei Dank!

Elternbrief

Erinnern Sie sich noch? Wir haben im Brief 36 schon einmal über Taschengeld gesprochen. Aber inzwischen ist Ihr Kind zwei Jahre älter.

Einiges gilt heute noch genauso: Taschengeld ist Geld für die Tasche - zur freien Verfügung für kleine Wünsche. Ihr Kind darf es verkleckern oder auch für Dinge ausgeben, die Ihnen gegen den Strich gehen. Sie dürfen es zwar beraten, aber Vorschriften machen sollten Sie ihm nicht. Wenn Ihnen die Summen, die es verplempert, wehtun, wenn seine Neigung, alles in Süßigkeiten anzulegen, seine Ernährung und die Gesundheit seiner Zähne ernsthaft gefährdet, dann hat es zu viel Taschengeld – also: lieber knapp halten, höchstens eine Mark pro Woche in der ersten Klasse, zwei Mark in der zweiten, drei in der dritten. „Die anderen kriegen aber mehr!“ Ein bisschen werden Sie sich schon an den Summen orientieren, die andere Kinder bekommen. Aber jede Unvernunft müssen Sie nicht mitmachen.

Unterlaufen die Großeltern Ihre Bemühungen durch großzügige Geldgeschenke? Vielleicht können die Beträge, die sie den Kindern schenken möchten, in eine Extraspardose kommen und für größere Anschaffungen verwendet werden.

Wenn Sie möchten, dass Ihr Kind vernünftige Maßstäbe fürs Geldausgeben lernt, lassen Sie es auch teilnehmen an Ihren Bemühungen, das Geld einzuteilen. Das beginnt beim Einkaufen. Was kosten die Gummibärchen, was die Wurst, was kostet ein Paar Schuhe? Dann sind da noch Ausgaben, deren Gegenwert man nicht so handgreiflich sieht: Was kostet die Miete, der Strom, die Krankenversicherung? Wenn Sie sehr knapp kalkulieren müssen, weil Sie arbeitslos sind oder einen Kredit abzahlen haben, erklären Sie auch das. Ihr Kind sollte nicht den Eindruck haben, Geldmangel sei etwas, worüber man nicht sprechen kann, wofür man sich schämen muss.

Ob Kinder einen besseren Bezug zum Geld bekommen, wenn sie sich selbst welches verdienen? Es spricht nichts dagegen, wenn Ihr Kind mal abgelegtes Spielzeug vor dem Supermarkt verkauft oder später mal für ein kleines Entgelt Nachbars Rasen mäht. Aber wenn es den Mülleimer runterträgt, ist das kein Grund, es zu bezahlen. In einem gemeinsamen Haushalt hat jeder Pflichten - ohne Bezahlung.

Und Geld für gute Zensuren?

Valerie schüttelt die guten Noten nur so aus dem Ärmel. Für jede Eins kriegt sie eine Mark. Vor jeder Arbeit überlegt sie schon, was sie damit machen will. Kriegt sie mal eine schlechte Zensur, ist sie sauer. Nicht wegen der Fehler, die sie gemacht hat, sondern wegen der Mark! Ihr Bruder Malte muss sich mit der Rechtschreibung sehr mühen. Aber er übt fleißig. Neulich hat er im Diktat eine Vier geschafft – zum ersten Mal. Aber dafür gibt es nichts. Eigentlich sollte die Freude über den Erfolg Belohnung genug sein, finden Sie nicht auch?

Auszug aus dem Elternbrief 44 des Arbeitskreises Neue Erziehung. Mehr über die Elternbriefe erfahren Sie unter: 030/24900635.

Musizieren bis der Euro rollt!

Ein Ratgeber zur Taschengeldaufbesserung

Kilian Kennel / Ich musiziere für mein Leben gerne und dachte mir: „Wie kann man aus einem Hobby Geld machen?“. Meine Mutter schlug mir vor, auf dem Weihnachtsmarkt vor unserer Haustür zu spielen. Also schnappte ich mir meine Trompete, Noten und einen Hut zum Geld sammeln und stellte mich an einen Platz, der mir lukrativ erschien. Ich fing also an und siehe da: Das Geld floss mir nur so in den Hut. Um es genau zu benennen: Nach drei Sonntagen á 2 Stunden hatte ich satte 250 Euro im Geldbeutel und hatte damit einen Stundenlohn, besser als meine Eltern. Vielleicht lag es daran, dass ich noch ein Kind bin, vielleicht, weil ich die Weihnachtslieder gut konnte: Jede Minute bekam ich mehrere Euros. Mein Bruder, 2 Jahre jünger als ich, machte das auch und bekam 70 Euro mehr. Daraus schließe ich: Je jünger, desto mehr. Als ich fertig war mit Spielen, so kurz vor Weihnachten,



Kilian Kennel

fragte ich mich: „So, was mache ich jetzt mit dem Geld?“ Nach langem Hin und Her kauften mein Bruder und ich uns eine tragbare Playstation und hatten immer noch etwas übrig! Wir kauften also noch ordentlich Weihnachtsgeschenke für die Eltern und die Schwester ein und waren dann beide bei noch ungefähr 100 Euro. Die gaben wir dann erst im Laufe des nächsten Jahres aus. Ich rede gerade nur über die Vorteile des Spielens, aber leider gab es auch Nachteile. Manchmal war es echt schweinekalt und man musste sich

jede 20 Minuten vom Erspielten eine Tasse heißen Glühwein kaufen (natürlich alkoholfrei). Und ich habe auch viele Erwachsene gesehen, die auch musizierten, aber bei weitem nicht so viel Geld bekommen haben wie ich. Dies bekräftigt meine obengenannte Vermutung. Alles in Allem machte es Spaß und die weihnachtlichen Gerüche von gebrannten Mandeln, Glühwein, prasselndem Feuer und Bratäpfeln erweckten meine Lebensgeister immer wieder von Neuem. Ich werde es dieses Jahr wahrscheinlich wieder machen und kann nur raten: Macht es auch! Wenn ich allerdings davon leben müsste, wüsste ich nicht, wie das wäre, da ich ja bis jetzt eigentlich nur die Zuckerseiten kennengelernt habe.

W wie Weltgericht

oder von der Radikalität Jesu

Jörg Machel / Es klingelt oft an unserer Pfarrwohnung hier in Berlin-Kreuzberg. Häufig stehen Menschen vor unserer Tür, die nach schneller Hilfe verlangen. Eine ältere Frau hat sich mit ihrer Sozialhilfe verkalkuliert, ein junger Vater braucht Medikamente für das Baby und einem Reisenden sind auf seinen Streifzügen durch Berlin alle Papiere geklaut worden und mit ihnen die Rückfahrkarte nach Eutin.

Es ist eine bittere Erfahrung, dass nur wenige der Geschichten wahr sind, mit denen um Geld gebettelt wird. Um uns davor zu schützen, zu Zynikern zu werden oder zu findigen Verhörspezialisten, die die Bittsteller in Widersprüche verwickelt, hat Jesus eine schöne Geschichte hinterlassen: „Seid gefasst, liebe Leute, wenn es an der Türe klopft, könnte ich selbst vor eurem Hause stehen. Seid barmherzig und dankbar, wenn ihr jemandem helft. Denn wenn euch jemand um etwas bittet, bekommt ihr Gelegenheit, mir etwas Gutes zu tun. Mir, dem ihr selbst doch alles verdankt.“ Hungernde zu speisen, Durstige zu tränken und Nackte zu kleiden gehört zu den Forderungen an alle, die in der Nachfolge Jesu leben wollen, genauso wie auch Pflege der Kranken, die Gastlichkeit gegenüber Frem-



den und die Sorge um die Gefangenen.

Im Rijksmuseum von Amsterdam hängt eine Bilderfolge des Meisters von Alkmaar, die diese Werke der Barmherzigkeit in Szene setzt. Immer hat sich Jesus in die Schar der Bedürftigen gemischt. Mit den Hungrigen bittet er um Brot, mit den Durstigen läßt er sich Wasser geben. Er bittet mit den Bettlern um Kleidung und mit den Fremden sucht er ein Obdach. Nur ein einziges Mal in der Bildfolge verläßt er die Position der Bittenden. Im Kerker gehört er nicht

zu den Gefangenen. Da steht Christus plötzlich als Besucher vor den Gefangenen. Als Retter wendet er sich ihnen zu, um ihnen seine Hilfe anzubieten.

Jesus, den großen Gottessohn, als Bedürftigen darzustellen mag in der Welt der Religionen ein Tabubruch sein, für das Christentum gehört dieser Gedanke zum Fundament des Glaubens. Gott läßt sich berühren von der Welt, er ist leidensfähig und macht sich abhängig von seinen Geschöpfen. Die Geschichte Jesu ist eine lebendige Illustration der Menschlichkeit Gottes. Die Tafeln des Meisters von Alkmaar zeigen es eindrucksvoll.

Bis auf diese eine wichtige Szene! Da hat den Maler wohl der Glaubensmut verlassen. Jesus im Kerker als einen Gauner unter Gaunern zu malen, das brachte er nicht übers Herz. Es erschien ihm wohl als Gotteslästerung. Doch genau dazu macht Jesus Mut. Auch da gehört Jesus hin, nicht nur zu den unschuldigen Opfern, nein, auch zu denen, die mit guten Gründen aus der Gemeinschaft verstoßen wurden. Jesus ist nicht nur der Bruder der unschuldig in Not geratenen. Selbst mit denen macht sich Jesus gemein, die etwas auf dem Kerbholz haben.

Liebe Kreuzbergerinnen und Kreuzberger,

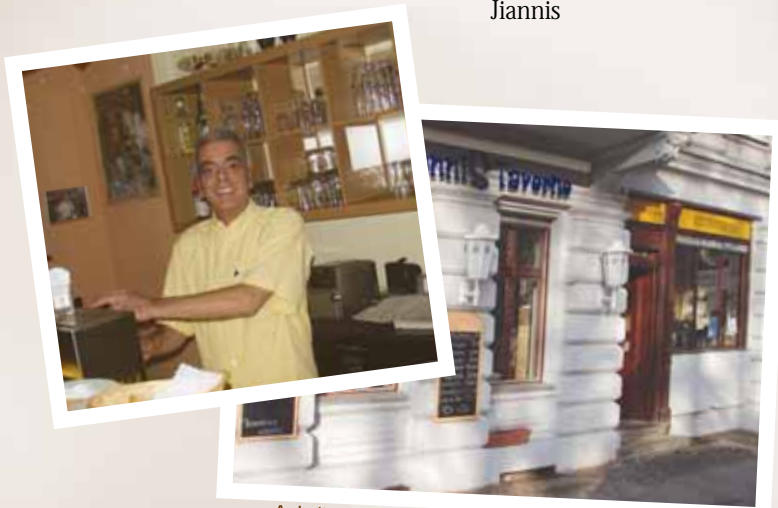
wir Griechen lieben Geselligkeit, wir lieben es mit unseren Familien essen zu gehen. Für viele Menschen ist das zu einem Luxus geworden, den sie sich nicht mehr leisten können.

Einmal pro Monat möchte ich jeweils eine bedürftige Familie in mein Restaurant einladen und im Wert von ca. 50 € bewirten.

Bitte melden Sie sich bei der Emmaus-Ölberg-Gemeinde in der Küsterei und lassen Sie sich vormerken. Ich freue mich auf ihren Besuch.

Ein gesegnetes Jahr 2008 wünscht Ihnen

Jiannis



Ach Jiannis Taverne, Lausitzer Str. 25, 10999 Berlin

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
11. Jahrgang Nr. 2

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Agnes Gaertner, Jörg Machel,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz.

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf,
Jörg Machel, Ingo Schulz

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Der nächste paternoster:

Kunst kommt von Kreuzberg...

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Spendenkonto
Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
Verwendungszweck:
KVA Berlin Stadtmitte/
Emmaus/paternoster

Vom Weltgericht

31 Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, 32 und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, 33 und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. 34 Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! 35 Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. 36 Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen. 37 Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben, oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? 38 Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen, oder nackt und haben dich gekleidet? 39 Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? 40 Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. 41 Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! 42 Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir nicht zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir nicht zu trinken gegeben. 43 Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich nicht aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich nicht gekleidet. Ich bin krank und im Gefängnis gewesen und ihr habt mich nicht besucht. 44 Dann werden sie ihm auch antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig gesehen oder als Fremden oder nackt oder krank oder im Gefängnis und haben dir nicht gedient? 45 Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan. 46 Und sie werden hingehen: diese zur ewigen Strafe, aber die Gerechten in das ewige Leben.

Matthäus 25, 31-46



Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>